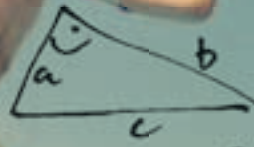


flutter.

Was
weiß
ich
denn

Ortsfaktor
 $1 \text{ m Gal} = 10 \frac{\text{m}}{\text{s}^2}$

Beschleunigung
 $\vec{a} = \frac{\vec{F}}{m}$



$$a^2 + b^2 = c^2$$

$\vec{v} = \vec{v}_0 + \vec{a}t$

$s = v_0 t + \frac{1}{2} a t^2$

THEMA
Bildung

Editorial

In einem Land mit Schulpflicht sind alle Bildungsexperten. Das Bildungswesen ist eine riesige gesellschaftliche Maschinerie. In Deutschland arbeiten als Lehrende fast 700.000 Menschen allein im Schulbereich. Millionen Jungen und Mädchen sind Jahre ihrer Kindheit und Jugend als Lernende in den verschiedensten Bildungseinrichtungen unterwegs. In dieses kulturelle und politische Feld sind langlebige konkurrierende Vorstellungen eingepflanzt über Ideale, konkrete Ziele und die angemessenen Mittel von Bildungsprozessen. Über fast alles, was dazugehört, gibt es ständig Streit. Und das ist auch gut so, denn im 21. Jahrhundert ist Bildung wichtiger denn je und steht vor großen Umwälzungen.

Bildung ist eine Baustelle. Die konkrete Wirklichkeit sieht vielerorts noch verbesserungswürdig aus. Der aus der Industrialisierung stammende Vorrang repetitiven Wissens und eher autoritärer Methoden der Vermittlung ist ungebrochen. Bildung wird noch zu stark als Funktion ökonomischer Wertschöpfungsketten gesehen. Das Ziel einer möglichst schnellen Ausbildung ersetzt zu oft jenes des allmählichen geistigen Reifeprozesses. Der große bildungspolitische Skandal Deutschlands ist aber, dass ein 'Aufstieg durch Bildung' für viele unrealistisch geworden ist. Eine zunehmende Privatisierung der Bildung macht zudem aus einem öffentlichen Gut ein Privileg der Besserverdienenden.

Auf diesem Bildungspfad würde die soziale Spaltung eher größer und damit die kulturelle Verarmung. Es gilt aber den Zusammenhalt durch Bildung zu stärken, den Ehrgeiz und die Talente möglichst aller zu wecken und sie entsprechend ihren Fähigkeiten bestmöglich zu fördern. Wir könnten in einer friedlichen Form der Renaissancekultur leben, einer steten und allgemeinen Intensivierung der kulturellen Fertigkeiten der Vielen. Der Zugriff auf das Wissen und die Ideen verschiedenster Disziplinen steht uns in den digitalen Netzen jederzeit zur Verfügung, der Austausch über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg ist einfacher möglich denn je. Neue Formen der Lehre und des Lernens machen sich das schon heute zunutze. Immerhin, es wird auch in Deutschland vieles getan. In den Schulen hält die digitale Revolution Einzug. Der Bildungshunger ist ungebrochen, und auch das Engagement der Verantwortlichen ist enorm. Aber es braucht noch ehrgeizigere Politik und ein allgemeines Bewusstsein dafür, dass Bildung mehr ist als ein nützlicher Zweck.

Bildung ist die Freiheit, die wir uns nehmen müssen. Ob Bildung gelingt, dafür trägt nicht nur die Allgemeinheit, sondern letztlich jeder selbst Verantwortung. Es lohnt sich so oder so. Wenn Bildung gelingt, bewegen wir uns in einer besseren Form des Lebens. **Thorsten Schilling**

**fluter-Abo
gratis!**

unter www.fluter.de



Wer hat denn heute Aufräumdienst? Viele Schulen sind renovierungsbedürftig, denn in einer inspirierenden Umgebung lernt es sich besser

Inhalt

Macht euch doch bloß nicht so verrückt	5
Ein Gespräch über den gestiegenen Druck in Schule und Uni und die Notwendigkeit, es besser zu machen	
Das Wissen der Hände	10
Eine Kettensäge kann einen manchmal weiter bringen als ein Computer – ein Lob dem Handwerk	
Ich will das alles gar nicht wissen	13
In unseren Hirnen ist zu viel Unnützes	
Da legst dich nieder	14
So fängt's doch schon mal an: Wir sollten länger schlafen, um mehr zu lernen – ein Weckruf	
Sie nannten es Gao kao	16
Nichts ist härter als das chinesische Abitur	
Voll genial	20
Leonardo da Vinci war ein echtes Genie	



Dringend gesucht: Lehrer, die Kinder mögen	22
Wir sind ein paar Vorurteilen über Lehrer auf den Grund gegangen	
Guter Stoff	25
Für den kleinen Bildungshunger zwischendurch: sieben Werke der Weltliteratur in Comicform	
Da geht noch was	28
Über einen, der im Gefängnis sitzt und aus Schaden klug werden will	
Sei kein Frosch	30
Das Fach Darstellendes Spiel ist groß im Kommen	
Die Revolution sind wir	31
Ein Tag an einer Problemschule, die sich bemüht, anders zu sein	



„Leider wollen Eltern immer nur das Beste“	34
Ganz schön spannend, wenn man mal schaut, was die alten Klassenkameraden so treiben	
Die Sklaven vom Campus	36
Wie der Sport die amerikanischen Colleges menschlich ruiniert	
Wer ist hier der Spasti?	40
Ein Behinderter und ein Nicht-Behinderter erzählen, was sie voneinander lernen können	
Big Business	42
Der Bildungsmarkt ist zum Eldorado privater Unternehmen geworden – aber Vorsicht ist geboten	
Pimp my vita?	44
Die Initiative Teach First bringt junge Leute aus der Praxis ins Klassenzimmer	
Hör doch mal zu	46
Vergesst Wikipedia: Im Internet gibt es gratis Kurse, Vorlesungen, bald vielleicht sogar Abschlüsse	
Etwas sehr blauäugig	48
Finnland gilt als Bildungsparadies – aber nicht alles ist so nachahmenswert	
Bildung, die es nicht ins Heft geschafft hat	49
Hoi Polloi, Vorschau und Impressum	50



Macht euch doch bloß nicht so verrückt

Lernen wir eigentlich nur noch, um fit für den Arbeitsmarkt zu werden, oder ist ein gutes Gespräch auf einer Party nicht auch ein lohnendes Bildungsziel? Und ist es so klug, uns ständig mit China zu messen, anstatt auf unsere eigene Bildungstradition zu setzen? Ralf Ptak, Volkswirt und Privatdozent in der sozialwissenschaftlichen Lehrerausbildung an der Universität zu Köln, macht uns hoffentlich schlauer

Interview: Oliver Gehrs



Boah, doch noch eine Eins! Viele Schüler stressen sich für einen guten Notenschnitt, weil sie glauben, damit bessere Jobaussichten zu haben. Muße und Allgemeinbildung bleiben bei dieser Fokussierung leider zu oft auf der Strecke



Das ist mir zu hoch: Was hältst du eigentlich von der Unentschlossenheit des Einzelnen im Angesicht der Masse? Manchmal merkt man auf einer Party, ob jemand viel liest oder nicht



→ Ralf Ptak, 51, lehrt nicht nur an der Uni Köln, er ist zudem Mitglied der Memorandum-Gruppe Alternative Wirtschaftspolitik sowie des Wissenschaftlichen Beirats von Attac und Volkswirt des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt (KDA) der Nordkirche.

fluter: Herr Ptak, Sie haben in der 11. Klasse freiwillig die Schule abgebrochen, um sich die Welt anzuschauen. Heute sind Sie promovierter und habilitierter Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler. Wie haben Sie das geschafft?

Ptak: Ich habe nach meiner Rückkehr von den Reisen erst als Hilfsarbeiter gearbeitet und dann eine Ausbildung zum Maschinenschlosser absolviert. Während meiner Tätigkeit als Facharbeiter wurde ich in den Betriebsrat gewählt. Dort habe ich mich um die Ausbildungsplätze gekümmert. Wir haben sehr darauf geachtet, dass wir auch Jugendliche ausbilden, die ein wenig schwieriger sind. Das hat mit allen gut geklappt. Und ich habe gelernt: Jede und jeder braucht mehr oder weniger seinen eigenen Weg und sein eigenes Tempo.

Und dann hatten Sie keine Lust mehr, so früh aufzustehen, und sind noch mal an die Uni ...

Durch meine Tätigkeit als Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat hatte ich Interesse an wirtschaftlichen Fragen bekommen. Das hat mir viel Spaß gemacht, und dann habe ich mit 30 gedacht: Warum studierst du nicht Wirtschaftswissenschaft? Dass ich nicht mehr so früh aufstehen musste, war eine schöne Nebenerscheinung.

Wieso durften Sie denn überhaupt studieren? Sie hatten doch gar kein Abi.

Wenn man genug Arbeitserfahrung und eine Berufsausbildung hat, geht das ja an einigen Unis. Ich habe dann sehr schnell mein Diplom gemacht und gleich im Anschluss meine Doktorarbeit, weil ich wusste: Das will ich.

So viel Zeit, sich auszuprobieren, haben heute die wenigsten.

Das stimmt. Es ist nicht zuletzt eine Geldfrage. Ich habe damals ein komfortables Stipendium bekommen und musste mir um Miete und Lebensunterhalt wenig Sorgen machen. Heute fehlt vielen diese finanzielle Unterstützung, die Freiheit erst ermöglicht. Heute sollen die Schule und das Studium schneller durchgezogen werden, um sich möglichst ohne Zeitverlust auf dem Arbeitsmarkt zu bewähren.

Warum diese Eile?

Weil man Kosten sparen und die Produktivität des Einzelnen erhöhen will. Die Politiker haben sich vor Jahren gedacht, dass die Jugendlichen zu lange in der Schule sind, dann zu lange studieren und erst mit 28 zur Volkswirtschaft beitragen. Durch eine frühere Einschulung, die Verkürzung des Abis und die Einführung der Bachelorstudiengänge versucht man, mehrere Jahre rauszuholen.

Aber heute gibt es viele Unternehmen, die sich über den schnellen Nachwuchs beklagen und dessen fehlende Substanz bemängeln. Ist die Bologna-Reform also ein Schuss in den Ofen? Mittlerweile melden sich prominente Kritiker zu Wort. Für seine

Kritik am System wäre der Bildungsminister von Mecklenburg-Vorpommern noch vor wenigen Jahren als Modernisierungsverweigerer beschimpft worden – heute denken viele so. Ich selbst finde es schade, dass sich durch die Verkürzung und Formalisierung auch die Beziehung der Lehrenden zu den Studierenden verändert hat. Viele sitzen im Hörsaal und empfinden Diskussionen als störend, obwohl gerade das Abschweifen sehr erhellend sein kann. Aber im Vordergrund steht die Jagd nach den Credits. Es ist eine wenig kreative, sehr technokratische Lehr-Lern-Beziehung geworden.

War es denn nicht immer so, dass man in Schule und Uni wenig Muße hatte? Schon Nietzsche bezeichnete die Schulen als „Anstalten der Lebensnot“, an denen man für den Kampf um Arbeitsplätze vorbereitet wird. Und eben nicht als Orte, an denen man sich mit Zeit der Literatur oder Wissenschaft widmet.

Das hat Nietzsche schön gesagt. Klar hatte Bildung schon immer eine ökonomische Funktion. So wurde während der Industrialisierung das allgemeine Schulsystem eingeführt, weil man Arbeitskräfte benötigte, die schreiben und rechnen konnten. Das war ja auch eine Forderung der Arbeiterbewegung: Aufstieg durch Bildung.

Wenn Konsumgüter in China gefertigt werden, müssen wir Wissen produzieren

Kann denn heute noch jeder durch Bildung aufsteigen?

Leider nicht. Die Bildungschancen hängen in Deutschland so stark wie in kaum einem anderen wirtschaftlich vergleichbaren Land von der sozialen Herkunft ab. Kinder von Akademikern haben eine wesentlich höhere Wahrscheinlichkeit, selbst zu studieren, als andere. Diese extrem niedrige soziale Mobilität ist in Europa einzigartig. Das kritisiert auch die OECD, also der Zusammenschluss der wirtschaftlich stärksten Länder. Sie empfiehlt Deutschland, das mehrgliedrige Schulsystem aus Haupt- und Realschule und Gymnasium aufzulockern und Schwächeren mehr Chancen zu geben. Gerade wenn man seine Zukunft als „Bildungsrepublik“ sieht, wie es Politiker seit Jahren predigen.

Was ist damit gemeint?

Es geht auf der einen Seite darum, dass Wissen als Wettbewerbsfaktor wichtiger wird, wenn sich im Kontext der Globalisierung die Wertschöpfungsketten ändern, also die Produktion von Gütern nicht mehr bei uns, sondern auf verlängerten Werkbänken in den Schwellenländern stattfindet. Nach der Industriegesellschaft kommt, so heißt es, die sogenannte Wissensgesellschaft. Das heißt: Wir müssen nicht mehr die Kühlschränke produzieren, sondern mehr immaterielle Werte wie Ingenieurleistungen oder Erfindungen.

59 Prozent: Anteil der Kinder von Akademikern, die selber ein Gymnasium besuchen

8,9 Prozent: Anteil der Kinder von Hauptschulabsolventen, die ein Gymnasium besuchen

37,1 Prozent eines Jahrgangs begannen 2004 ein Studium

46,1 Prozent waren es 2010

Die drei beliebtesten Studienfächer in Deutschland im WS 2010/11:

Betriebswirtschaftslehre, Maschinenbau, Jura

Anzahl der Studenten 1995: 1.857.906

Anzahl der Studenten 2010: 2.217.604 (Wintersemester)

Anzahl der Studierenden, die Bafög bekamen (1992): 611.512

Anzahl der Studierenden, die Bafög bekamen (2010): 592.430

Zahl der deutschen Nobelpreisträger seit Gründung der Nobelstiftung: 80

Anzahl der voll- und teilzeitbeschäftigten Lehrer und Lehrerinnen in Deutschland (2010): 672.989

(Quellen: Statistisches Bundesamt, destatis, www.nobelpreis.org)

Verdanken wir aber nicht unseren momentanen Wohlstand vor allem dem ungeheuren Export von Autos oder Maschinen?

Es ist bemerkenswert, dass die Rede von der Wissensgesellschaft durch die starke Bedeutung der alten Industrien konterkariert wird. Die haben uns ja die letzten Krisen überstehen lassen. Die Aneignung von Wissen hat ja auch direkt mit der klassischen Industrie zu tun. Vor der Produktion steht schließlich die Innovation. Auf jeden Fall werden die Anforderungen größer. Man muss mehr wissen, mehr leisten. Auch in der Schule erhöht sich der Druck, in kürzerer Zeit mehr Input in den Kopf zu tun.

Werden die, die das Tempo nicht mitgehen können, abgehängt?

Wenn der Weg in die Wissensgesellschaft Sinn machen soll, müsste man etwa über höhere Unternehmens- und Vermögenssteuern mehr investieren, um Chancengleichheit zu bekommen. Sonst werden beträchtliche Teile der Bevölkerung abgehängt. Vor allem, wenn Bildungspolitik plötzlich die bessere Sozialpolitik sein soll. Das heißt: Vor dem Hintergrund von Euro-Krise und Staatsverschuldung wird an der Sozialpolitik gespart; stattdessen soll die Bildung über die Zukunftschancen junger Menschen und deren späteren Wohlstand entscheiden.

Nach dem Motto: Wer genügend lernt, muss sich keine Sorgen machen zu verarmen.

Es geht um eine weitere Individualisierung der sozialen Frage. Die Botschaft lautet: Jeder muss sich um sich selbst kümmern. Am Anfang einer Erwerbsbiografie muss ich die Chance ergreifen, durch Bildung meine Startchance zu erhöhen. Da wir aber keine Chancengleichheit haben, läuft das auf eine weitere Spaltung der Gesellschaft hinaus.

Wird denn mehr in die Bildung investiert, wenn es in Zukunft derart auf sie ankommt?

Leider nein. Die Bildung ist chronisch unterfinanziert. Allein die öffentlichen Bildungsausgaben fielen von 4,1 Prozent vom Bruttoinlandsprodukt im Jahre 1995 auf 3,7 Prozent in 2008, wobei sie trotz PISA-Schock weiter reduziert wurden. Um das Niveau von 1995 wiederzuerlangen, müssten wir 10,3 Milliarden Euro pro Jahr mehr ausgeben – gemessen an 1975 sogar über 35 Milliarden.

Die Hans-Böckler-Stiftung schätzt den Bedarf auf circa 40 Milliarden Euro pro Jahr.

Damit wären wir im Mittelfeld der OECD-Länder. Dass aber eher gespart wird, liegt auch am föderalen System, denn die Bildung ist eines der wenigen Politikfelder, bei dem die Landesregierungen Finanzhoheit haben. Daher wird dort gern gespart. Dem Bund ist es sogar verboten, die Länder zu unterstützen. Dabei müsste er zum Beispiel bei vielen Universitäten massiv Hilfestellung leisten. Wenn man sieht, dass die Bildungspolitik neben der Sozialpolitik der größte Topf ist, bei dem die Länder sparen können, ist der Druck auf diese Bereiche sehr groß. Dieses Problem wird sich durch die Schuldenbremse weiter verstärken.

Aber das ist doch schizophren. Man deklariert die Bildung zum großen Zukunftsprojekt und spart in der Gegenwart daran.

Die Lücke zwischen erhöhten Anforderungen an die Bildung bei gleichzeitigem Sparen sollen private Akteure auf neuen Bil-

dungsmärkten schließen. Bisher war Bildung ein öffentliches Gut und nicht abhängig vom Portemonnaie des Einzelnen. Wenn die öffentliche Hand aber nicht mehr in der Lage ist, dieses Gut in ausreichender Qualität bereitzustellen, muss ich es mir woanders besorgen. Daher steigt zum Beispiel die Anzahl der Privatschulen dramatisch. Auch das Volumen der Schülerhilfe hat enorm zugenommen. Das ist ein Riesensmarkt, ungefähr zweieinhalb Milliarden Euro pro Jahr. Auch in den öffentlichen Schulen selbst halten marktwirtschaftliche Mechanismen Einzug: Schulen sollen in Wettbewerb miteinander treten, über Sponsoring eigene Mittel einwerben und wie Unternehmen geführt und gesteuert werden. Nach dieser Logik ist der Rektor in Zukunft nicht mehr ein Lehrer unter vielen, sondern eine Art Manager mit betriebswirtschaftlicher Kompetenz, der ein eigenes Budget verwaltet und seine Kollegen „leistungsbezogen“ entlohnen soll. Bei den Unis haben wir ja bereits eine entsprechende Besoldung der Professoren. Und man bekommt kaum noch einen Job, wenn man nicht ausreichend selbst eingeworbene Finanzmittel mitbringt. Die Frage ist, ob wir Schulen und Unis tatsächlich wie ein Wirtschaftsunternehmen behandeln wollen oder ob wir aufgrund der gesellschaftlichen und sozialen Auswirkungen von Bildung ihren spezifischen öffentlichen Charakter weiterhin anerkennen. Aber darüber gibt es leider keine öffentliche Debatte.

Sich mit dem iPhone gegenüber sitzen und anschweigen? Klingt nicht so doll

Müssten wir auch allgemein darüber reden, was der Zweck der Bildung ist?

Absolut. Momentan haben wir mit dieser ökonomischen Zurichtung der Bildung eine gefährliche Einengung. Unter Bildung verstehen wir zunehmend Ausbildung. Bildung hat aber auch den Zweck, uns zu mündigen Bürgern einer Demokratie zu machen. Im Humboldtschen Sinne zur Persönlichkeitsentfaltung beizutragen. Bildung muss auch dazu dienen, sich schöne Dinge anzueignen, ein Bild zu interpretieren, ein Musikstück zu spüren. Oder auch nur dazu, sich bei einem Bier gut zu unterhalten und sich auf kommunikative Weise ein Bild von der Welt zu machen. Und sich nicht mit den iPhones gegenüberzusitzen und sich anzuschweigen.

Gerade Deutschland steht doch auch in einer großen Bildungstradition mit seinen Schriftstellern, Wissenschaftlern und Erfindern.

Eben. Andere Länder beneiden uns ja um diese humanistischen Wurzeln: um die Literatur, die Technik, auch die Sozialwissenschaften. Wir haben herausragende, international hoch geschätzte Intellektuelle und Wissenschaftler wie etwa Karl Marx hervorgebracht, aber heute kaum Lehrstühle, die diese Traditionen zeitgemäß fortsetzen und weiterentwickeln, wie es etwa in Japan

oder Südkorea geschieht. Wir haben so eine Vielfalt und konzentrieren uns nur auf Schmalspurwelten. Wir nehmen uns die Möglichkeit, an einen großen Schatz anzuknüpfen, weil wir die Bildungspolitik nicht nach ihrer intellektuellen Tradition ausrichten, sondern durchökonomisieren.

Gibt es aber nicht jenseits der Bildungspolitik auch positive Signale der Bürger? So sind die Anmeldezahlen bei geisteswissenschaftlichen Fächern so hoch wie lange nicht, und das bloße ökonomische Wachstum gilt auch gerade bei Jüngeren nicht mehr als allein Seligmachende.

Auf der Ebene individueller Verweigerungshaltungen gibt es Bewegung, und die hängt mit der Diskussion zusammen, was wichtig ist und wertvoll. Ob es ein großes Auto ist oder mehr Zeit für Freunde und Familie. Aber auch das ist eine soziale Polarisierung. Die Reflexion können nur die leisten, die das entsprechende Bildungsniveau haben. Um die anderen mache ich mir Sorgen.

Wie sähe denn Ihrer Meinung nach eine vernünftige Wissensgesellschaft aus?

Wir müssen die Bildungspolitik vernünftig ausstatten und besser koordinieren. Es kann nicht sein, dass jedes Bundesland seine eigene Politik macht. Die negativen Erfahrungen zeigen auch, dass der Bologna-Prozess in Europa dringend reformiert werden muss. Und dann müssen wir die Politikfelder, in die Bildung eingebettet ist, zusammendenken: Das betrifft auch die Arbeitsmarkt- und Steuerpolitik. Und dann sollten wir damit aufhören, ständig mit den Chinesen oder wem auch immer konkurrieren zu wollen, anstatt uns auf Kooperationsfähigkeit und unser Freidenkertum zu besinnen.

Müssen wir überhaupt alle Akademiker werden? Es heißt doch immer, dass händeringend Facharbeiter gesucht werden?

Der Fachkräftemangel trifft auf bestimmte Berufsgruppen zu – etwa bei Ingenieuren oder in sozialen Berufen. Wir benötigen beispielsweise dringend Altenpfleger, aber das will kaum jemand werden, weil man schlecht verdient und die Ausbildung sogar noch selbst finanzieren muss. In Skandinavien sind soziale Berufe viel anerkannter. Da müssen wir zu einer Neubewertung kommen. Und dann jammern viele Unternehmen, dass ihnen der Nachwuchs fehlt, andererseits investieren sie aber immer weniger in Ausbildung und holen stattdessen schon ausgebildete Kräfte aus dem Ausland, wo sie dann fehlen. Wir haben mit der dualen Berufsausbildung mit Betrieb und Berufsschule ein weltweit vorbildliches Modell, das wir weiterentwickeln sollten, indem wir Wege suchen, wie wir auch die schwächeren Jugendlichen mitnehmen können, statt es der kurzfristigen Kostenlogik zu opfern.

Sehen Sie denn gar nichts Positives?

Doch. Es gibt an allen Ecken kleine Veränderungen, gewissermaßen Experimentierstuben des Neuen: Wenn etwa staatliche Regelschulen reformpädagogische Konzepte übernehmen, die die individuellen Fähigkeiten in den Vordergrund stellen, oder wenn sich selbst der Bundestag Gedanken darüber macht, ob ein bloßer Wachstumsfetisch noch für die Zukunft taugt. Viele Menschen nehmen Nachhaltigkeit ernst und verabschieden sich von der Geiz-ist-geil-Ideologie. Das Wissen, wie man es besser macht, ist prinzipiell da. Auch das ist ja eine Art Bildungserfolg. ←

Das Wissen der Hände

Akademiker neigen dazu, Handwerker als ungebildete Malocher abzutun. Aber als unser Autor neulich selbst mal Hand anlegen musste, anstatt am Computer zu sitzen, kam er ins Grübeln: Sind Handwerker womöglich die wirklich Gebildeten und viele Kopfarbeiter nur eingebildet? Kleine Reparaturarbeit an einem Vorurteil

Text: Oliver Geyer



→ Vor ein paar Wochen hatte ich so einen Moment, in dem ich kurz mal rundum zufrieden war. Ich saß mit einer Flasche Bier in der Hand an einen Baumstamm gelehnt am Lagerfeuer vor dem Wochenendhäuschen auf dem Land. Ich konnte kaum noch die Augen aufhalten, so erschöpft war ich. Angenehm erschöpft. Irgendwann schreckte ich hoch und bemerkte, dass mir im Sekundenschlaf die Pulle aus der Hand gerutscht war und ich das Bier über mein Hosenbein ausgegossen hatte. Und was soll ich sagen? Sogar das fand ich in Ordnung. Ich wollte mich sowieso gerade ausziehen und schlafen legen. Müde vom Tagewerk und durchaus auch ein bisschen stolz darauf.

Auf dieses Stimmungsplateau hatte ich mich von ganz unten hochgearbeitet. Unter Anleitung meines Datschen-Mitbewohners Jörg, der als Kunsttischler handwerklich ungleich begabter ist, hatte ich eine Treppe durch den Garten gebaut. Erst hatte ich widerwillig zum Spaten gegriffen, aber schon mit den ersten paar Stufen stieg auch die Lust. Stufe um Stufe, die wir im Lehmboden verankerten, wurde eine Steigerung der handwerklichen Fertigkeit sichtbar: Wir hoben die Vertiefung für die Stufe immer passender aus, glätteten den Boden von Mal zu Mal ebenmäßiger, stachen die Lehmkante schön senkrecht ab und stabilisierten sie durch ein Brett, das jeweils von zwei Metallstangen gehalten wurde. Diese trieb ich immer gekonnter mit dem Vorschlaghammer in die Erde. Dabei stieg meine Motivation im selben Verhältnis zur Qualität der Arbeit: Je genauer ich nachdachte und arbeitete, desto unproblematischer ließen sich die Stahlbetonplatten einpassen, über die wir künftig zur Badestelle gelangen würden. Sie in die Lücke reinflutschen zu sehen entwickelte sich zum Genuss. Im Gegensatz zu diesen ganzen Schreibtischjobs ist so was eben mal eine erfüllende Arbeit, dachte ich laut, man sieht unmittelbar den Erfolg, und jedem leuchtet sofort ein, wozu es gut ist. Außerdem hat man nach Feierabend nicht noch das Bedürfnis, joggen zu gehen. Vorarbeiter Jörg sagte nicht viel, lächelte nur wissend. Für ihn, der sich nach dem Studi-

um gegen einen akademischen Beruf entschieden hatte, war das keine ganz neue Erfahrung.

Bis zu diesem Tag hatte es mir fernzulegen, über einen Wechsel von der Tastatur an die Werkbank auch nur nachzudenken. Wozu hatte ich acht Jahre studiert? Aber wenn man so frisch euphorisiert vom Hobby-Bauprojekt leicht widerwillig an den Schreibtisch zurückkehrt, kann einen das Buch des Philosophen Matthew B. Crawford nicht unberührt lassen. „Ich schraube, also bin ich“ liest sich wie ein Pamphlet zur Befreiung von den Fesseln des Bürolebens. Glaubwürdig erscheint die Sache, weil der Autor es vorgelebt hat: Laut Klappentext hat Crawford eine große akademische Karriere als politischer Philosoph und Berater sausen lassen und auf Motorradmechaniker umgeschult.

Seine steile These kurz zusammengefasst: Massen von Studenten werden heute durch die Universitäten geschleust, um anschließend in den Großraumbüros von Unternehmensberatungen, Agenturen, Medienfirmen und Konzernen als Projektmanager, Trainees und Consultants Enttäuschung um Enttäuschung zu erleben: dass ihr Hochschulwissen gar nicht gefragt ist; dass unklar ist, wofür die vielen Strategiepapiere, Excel-Tabellen und Powerpoint-Präsentationen überhaupt gut sein sollen; dass ständig an irgendetwas gearbeitet wird, das später gar nicht umgesetzt wird; dass der Einzelne seinen Beitrag zum ständig beschworenen „Teamerfolg“ in Wahrheit oft nicht erkennen kann; und dass stattdessen ein ziemliches Getue um das Engagement der Mitarbeiter gemacht werde. Ob sie „sich committen“, wie es auf Manager-Deutsch heißt, sich selbst verpflichten. Sich committen, bis der Arzt kommt und Burn-out diagnostiziert.

„Erst in der Werkstatt habe ich das Denken gelernt“, schreibt Crawford. Die zahllosen Varianten eines defekten Motorradmotors fordern den Mechaniker immer aufs Neue heraus, sich tief in eine Problemstellung zu versenken. So formt sich auf Dauer ein Charakter von Demut und praktischer Klugheit aus. Und der Wissensarbeiter? Der muss den Wert seiner virtuellen Konzepte unbegrenzt herbeiinterpretieren. Er schlittert entweder in die Sinnkrise oder wird ein selbstverliebter Typ.

Entfremdete Schreibtischarbeit hier und heilbringendes Handwerk dort? Das klug nun auch wieder ein bisschen grob

geschnitzt. So sah das auch mein anderer Wochenend-Mitbewohner, dem ich von der verstörenden Lektüre berichtete. Olli ist Beamter. Als Oberamtsrat im Gesundheitsministerium schlägt er sich tagaus, tagein mit Excel-Tabellen herum, einem unüberschaubaren Formel- und Zahlengewirr, mit dem der finanzielle Ausgleich zwischen den Krankenkassen errechnet wird. Oder so ähnlich. Keiner von uns hat Ollis Erklärungen, was er da tut, je so ganz verstanden. Dafür haben wir viel über den Namen des bürokratischen Monstrums gelacht, an dem er da herumdoktert: „Morbiditätsorientierter Risikostrukturausgleich“. Davon inspiriert kursierte im Freundeskreis eine Zeit lang das Gedankenexperiment, wer von uns seiner Oma

Endlich mal ein Job, bei dem man abends nicht noch joggen muss

noch mit einfachen Worten erklären könne, womit er sein Geld verdient. Die wenigsten.

Die meisten meiner Freunde arbeiten in Beratungs-, Dienstleistungs- und Agenturjobs, an irgendwelchen Abstraktionen, die man eher so zusammenfassen könnte: integrated, sustainable and holistic business and communication solutions for today's global markets. Mit dem passenden Firmenslogan: Even we don't know what we do. Auch Olli hat darüber gelacht. Trotzdem wollte meine neue Begeisterung fürs körperliche Arbeiten nicht auf ihn überspringen. „Du musst dir anschauen, wie die Wirklichkeit im Bereich ‚Gas, Wasser, Scheiße‘ aussieht. Wochenend-Noteinsätze, verstopfte Rohre. Nach komplexen Problemlösungen klingt mir das nicht.“ Er schickte außerdem noch eine Warnung vor Akademikern hinterher, die manchmal dazu neigten, das praktische Arbeiten zu romantisieren.

Doch ich blieb am Ball. Eine Kollegin berichtete neulich von einem Bekannten, der bereits eine kleine Karriere als Drehbuchautor hinter sich hatte, als ihm sein Job fad wurde. Er wollte endlich mal konkret mit den Händen arbeiten, am liebsten

Am Ende des Tages zu sehen, was man getan hat, kann einen ganz schön glücklich machen

als Klempner. Also erkundigte er sich beim Arbeitsamt nach einer Umschulung. Angeblich war die Sachbearbeiterin so erstaunt über dieses Ansinnen, dass sie erst mal einen psychologischen Test anordnete. Es stellte sich heraus, dass der Mann zu rechnungsfähig war, aber besser zum Fahrstuhlmechatroniker geeignet als zum Installateur. Ihr Bekannter repariere nun seit ein paar Jahren Fahrstühle, erzählte die Kollegin. Aber vor Kurzem auf einer Party habe er ihr gestanden, dass es demnächst vorbei sein könnte mit seiner Handwerkerkarriere. Fahrstuhlmechatroniker sei kein ganz ungefährlicher Beruf, man müsse viel in Fahrstuhlschächten herumkriechen. Da habe seine Frau Angst um ihn. Die Kollegin hingegen hegte eher den Verdacht, dass es der Frau ums Image ging. „Mein Mann ist Drehbuchautor“ klingt eben besser.

Wie steht es nun um das echte Handwerk jenseits von Kitsch und Tratsch? Anruf bei der Handwerkskammer und ohne Umschweife die Hand-aufs-Herz-Frage: Sind die meisten handwerklichen Tätigkeiten nicht letztlich doch ein bisschen stumpfsinnig?

Frau Schumann von der Pressestelle sagt: „Das Handwerk deckt ein gewaltiges Spektrum ab, von einfachen körperlichen Tätigkeiten bis hin zu anspruchsvollen technischen Berufen wie etwa im Hörgerätebau oder in der Elektrotechnik. Stupide ist Handwerk nur, wenn man auf einer bestimmten Stufe stehen bleibt, weil man sich nicht genügend engagiert.“

Ich denke: sich committen oder was?

Frau Schumann sagt: „Außerdem sind die Handwerksbetriebe im Schnitt nur



Es gibt nichts Gutes, außer: Man tut es.
Womöglich meinte Erich Kästner mit diesem
Spruch das Handwerk

fünf Personen groß. Da haben Sie als Mitarbeiter beste Chancen, sich auch betriebswirtschaftlich weiterzubilden und später mal die Buchhaltung zu übernehmen.“

Ich denke: um dann doch wieder am Schreibtisch zu landen oder was?

Frau Schumann sagt: „Oder Sie machen sich selbständig und können dann beides machen, an Werkbank und Schreibtisch arbeiten. Nirgendwo wird man leichter sein eigener Herr als im Handwerk. Deshalb haben wir in Berufen wie Tischler oder Geigenbauer ja so viele Exoten und Einzelgänger.“

Das wäre also das Modell Jörg, der irgendwo an der Grenze von Design, Handwerk und Kunst seine Einzelstücke baut. Am Ende hat mich aber doch Olli überzeugt. Er hatte noch die Frage aufgeworfen, warum dieser Schrauber-Philosoph Crawford denn nicht in der Werkstatt geblieben sei, sondern sich doch wieder an den Computer gesetzt hat, um sein Buch zu schreiben. Es gibt eben auch Schreibtischjobs, die tiefe Befriedigung verschaffen können. Das schöne Gefühl, wenn der Text geschrieben ist, kennt jeder Autor. Und dann erst mal joggen gehen. ←



Herzensbildung

So ein schönes Wort, das aber kaum noch gebraucht wird. Weil keiner mehr Herzensbildung hat?

Das wäre schade, denn der Begriff zeigt sehr schön, dass es bei der Bildung eben nicht immer nur auf Wissen, Logik, Rationalität ankommt, sondern auch auf Mitgefühl, Weisheit, Gerechtigkeits-sinn, Empathie oder auch Verständnis. Eher als um das Herz geht es also um die rechte Gehirnhälfte, in der die sozialen Fähigkeiten stecken. Sich in andere Menschen hineinversetzen zu können ist eine Art emotionaler Intelligenz. Leider gibt es das Fach nicht an der Schule, aber lohnen würde es sich – zumal in einer Welt, in der die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinanderklafft.



Ich will das alles gar nicht wissen

Manchmal wäre man froh, wenn das Hirn eine Festplatte wäre, von der man einiges löschen könnte. Oder sogar vieles

Text: Vincent Venus

→ Stell dir vor, du würdest an Fresssucht leiden. Immer mehr stopfst du in dich hinein, der Bauch wird immer dicker, und der Hunger hört niemals auf. Und nun denke dir dazu, du würdest auch noch an Verstopfung leiden. So geht es mir. Morgens, direkt nachdem ich den Wecker ausschalte, ziehe ich mir den ersten Happen rein, noch im Bett: Facebook erzählt, dass sich Flo von seiner Freundin getrennt hat. Danach in die Küche und Kaffee kochen. Das Radio läuft: Der neue Berliner Flughafen soll später kommen. Beim Frühstück flimmert „Tagesschau 24“ im Livestream. Später müssen Youtube-Videos als Snack zwischendurch herhalten: Ein Affe im Zoo vergewaltigt einen Frosch. Der Tag endet mit den „Tagesthemen“, der neue beginnt mit Facebook.

Ich bin süchtig nach Informationen. Sie sind heutzutage einfach zu beschaffen und günstiger als billig, nämlich kostenlos. Das Problem ist die Qualität. Wie eine schlechte Currywurst liegt sie schwer im Magen. Los wird man den Mist nicht mehr. „Au, das tut ja weh“, stöhnt Ollum in der Persiflage „Lord Of The Weed“. Den Film habe ich vor sieben Jahren gesehen, doch das Zitat blieb hängen. Der Wissensschlamm verursacht Verstopfung.

Hartnäckig setzt der Wissensschlamm an und überlagert dabei die wichtigen Informationen. An die zuletzt gelernten Französischvokabeln erinnere ich mich nicht, dafür beispielsweise an einen uralten Werbeslogan – „Nichts ist unmöglich“ – und an mindestens 30 der 150 ersten „Pokémon“-Folgen, inklusive des Titellieds „Ich will der Allerbeste sein“. Daneben grummelt im Magen ein Wikipedia-Artikel über die Starfighter-Affäre – „116 Soldaten verunglückt“ –, auf den ich während einer Recherche zu einem ganz anderem Thema stieß – wie immer.

Wie oft bin ich über einen Artikel gestolpert, habe ihn überflogen und mich von Links auf andere Artikel locken lassen? Von Kriegsverbrechen über die Nürnberger Prozesse zu Rudolf Heß – Stoff für drei Bücher in zehn Minuten. Und was ist hängen geblieben? Nicht viel, aber genug, um bei der nächsten Diskussion einen auf Jesus zu machen und das Brot des Halbwissens zu teilen. So machen das schließlich alle: Der Iran will Krieg, Brüssel diktiert die EU, und Günter Grass ist gegen Juden – oder wie war das noch mal?

An der Bushaltestelle, in der Vorlesung, in der Warteschlange an der Kasse – der Alltag lässt erahnen, was die Forscher wissen: Seit 1960 hat sich der tägliche Informationskonsum verdreifacht. Der Durchschnittsdeutsche verbringt monatlich mehr als 24 Stunden im Netz und hockt etwa 112 Stunden vor der Glotze. Ich habe keinen Fernseher, bin dafür aber 150 Stunden online. Damit vermeide ich zwar „DSDS“ und den anderen Trash, aber vieles auf Facebook, Twitter und Youtube ist auch nicht gehaltvoller. Ich mache jetzt erst einmal eine Diät. ←

Man muss nicht alles wissen, man muss nur wissen, wo es steht: Wer diesen Spruch beherzigt, hat die sogenannten Meta-Skills

Da legst dich nieder

Wir müssen nicht mal über Chancengleichheit reden – schon wenn man auf die Neurologen hört, ist einem nach neuen Schulen

Ein Zwischenruf von Peter Struck

→ „Die wichtigsten Lehrer für Kinder sind die anderen Kinder, die zweitwichtigsten sind die Lehrkräfte, und die dritt wichtigsten sind die Räume mit dem Interieur“, so sagt man in Schweden.

In Deutschland haben wir bislang zu wenig auf die Lernatmosphäre geachtet. Dabei gibt es mittlerweile schon reichlich Studien, nach denen viereckige Räume mit einer Tür, rechteckige Tische, graue Gebäude, weiße Wände, zubetonierte Schulhöfe und die sitzende Lebensweise dem Lernen nicht sehr zuträglich sind. Hirnforscher sagen, dass Kinder bis etwa zum elften Lebensjahr mehr lernen, wenn sie nicht auf einem Stuhl sitzen, sondern ihre Körperposition stets frei variieren dürfen. Kanadische Forscher haben ermittelt, dass es sich in blau und rot gestalteten Räumen besser lernt,

weil Blau die Kreativität fördert und Rot die Aufnahmefähigkeit. Und Michael Schulte-Markwort, Direktor einer Kinder- und Jugendpsychosomatik-Klinik in Hamburg, propagiert ein „dynamisches Licht“, das sich im Rhythmus des natürlichen Tageslichtes verändert und damit die angeborenen Lernrhythmen der Schüler so steuert, dass das lernfördernde Hormon Cortisol das Schlafhormon Melatonin außer Kraft setzt.

Deutsche Grundschüler lernen freitags etwa doppelt so viel wie montags. Bei Jugendlichen über 14 ist es andersherum und krasser: Sie lernen montags etwa dreimal so viel wie freitags. Warum? Nach 30 Stunden Bildschirmkonsum mit ständig wechselnden Bildern aus Comics, Spielfilmen und von der Playstation sind die Wahrnehmungsschwellen im Grundschüler in einer Weise verdorben, dass das Wort der Lehrerin am Montagmorgen kaum noch eine Chance hat, sie zu überwinden. Das ist das „Montags-Syndrom“ der deutschen Grundschulen. Eine Grundschullehrerin braucht oft den ganzen Montag, um ihre Schüler in die Lage zu versetzen, ab Dienstag wieder etwas lernen zu können; das baut sich dann über die Woche hinweg bis zum Freitag immer mehr auf. Dann kommt wieder ein Wochenende, und am folgenden Montag muss die Lehrerin wieder von vorn anfangen.

Bei Jugendlichen ist es anders: Sie kommen freitags und sonnabends erst sehr spät von der Party oder aus der Disko, schlafen dann am Samstag und Sonntag tagsüber, sodass sie am Montag einigermaßen ausgeschlafen in die Schule kommen und etwas lernen können. Da jedoch bei Jugendlichen die zweite Tiefschlafphase pro Nacht erst morgens kurz nach 6 Uhr beginnt, sie dann aber bereits aufstehen müssen, schieben sie die Woche über so etwas Ähnliches wie einen immer größer werdenden Jetlag vor sich her, sodass sie am Freitag nur noch schlecht lernen können.

Schüler bis etwa zum 13. Lebensjahr haben ihre erste Hauptlernphase zwischen 8 und 10 Uhr und die zweite zwischen 14 und 16 Uhr, während Jugendliche vom 14. Lebensjahr an ihre erste Hauptlernphase von 10 bis 12 Uhr und ihre zweite von 15 bis 17 Uhr haben. Man sollte also bis zur Klassenstufe 7 beim Beginn um 8 Uhr bleiben und für die Schüler ab Klasse 8 um 9 Uhr beginnen. Eine andere Erkenntnis, die zum Gleichmacherischen vieler Schulen nicht passt: Schüler bis etwa zum 13. Lebensjahr lernen besser ohne Noten, aber ab 14 mehr mit Noten. Auch das ist eine Einsicht der Hirnforscher: Kinder lernen aus Kommunikation, durch Handeln, durch Fehlermachen und durch Einsicht, nicht aber unbedingt der Noten wegen. Besonders die Jungen lernen besser über Handeln, Ausprobieren und durch Fehlermachen, Mädchen auch durch Zuhören. Da auch in den Familien bei uns die kleinen Mädchen mehr Ansprache, Körperkontakt und soziale Herausforderungen erfahren als die kleinen Jungen, bleiben Letztere immer häufiger auf der Strecke.

Deutsche Schulen sind noch überwiegend linkshirnige Einrichtungen – es geht zu wenig um das Emotionale, Kreative und Soziale

Dass das alles nicht so sein müsste, belegen Norwegen, Schweden und Finnland. Dort findet man bei 15-Jährigen kaum geschlechtsspezifische Unterschiede, weder bei den Schulleistungen noch beim sozialen Engagement noch bei den Zukunftsperspektiven. Bereits im Vorschulalter werden in Skandinavien kleine Jungen von ihren Eltern ebenso behandelt und erzogen wie kleine Mädchen. Die Jungen fühlen sich auch nicht als das überlegene Geschlecht, und ihre rechte Hirnhälfte mit dem Emotionalen, Musischen, Kreativen, Kommunikativen und Sozialen wird sowohl in der Familie als auch in der Schule genauso angesprochen und gefördert wie die linke. Die deutschen Schulen sind hingegen immer noch



Es sieht nicht so aus, aber hier wird jemand gerade schlauer - weil im Schlaf viel vom Gelernten dauerhaft abgespeichert wird

überwiegend linkshirnige Einrichtungen, die eigentlich nur das Logische, Rationale, Zahlenverständnis, Raumvorstellungsvermögen und die technischen Anteile von Sprache zu entwickeln trachten.

Mittlerweile besteht bundesweit ein relativ großer Konsens darüber, dass Schüler mehr Individualisierung beim Lernen benötigen. Mit seinem dreigliedrigen Schulsystem und der Ergänzung der Sonderschulen hat Deutschland eine extrem ausgebaute Trennungskultur entwickelt, die viele Schulversager, Schulabbrecher und überhaupt viele lädierte Schülerseelen produziert hat. So wissen wir erst heute, dass intelligente Kinder langsamer lernen, weil sie so viel zu bedenken haben, während nicht so kluge schneller lernen. Wir haben einseitig Begabte, lese-rechtschreibschwache und rechenschwache sowie hyperaktive Kinder und vor allem Jungen in Massen scheitern lassen. Wenn Schüler hingegen in integrierten Schulen (Gesamtschulen, Integrationsklassen, jahrgangs-

übergreifende Klassen, flexible Eingangsphasen, Gemeinschaftsschulen und längere Grundschulen) ohne die Gefahr des Sitzenlassens lernen, wenn sie durch Handeln und Fehlermachen lernen dürfen, dann kommt niemand mehr auf die Idee, dass sie alle gleich leistungsfähig sind. Das ist das aktuelle Gebot der Individualisierung, mit dem zugleich gesellschaftliche Integration begünstigt wird. Den Deutschen Schulpreis 2007 hat die Robert-Bosch-Gesamtschule - eine integrierte Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe - in Hildesheim gewonnen. Dort hat jeder Schüler einen anderen Stundenplan. Wer Schüler belehrt, statt sie selbst lernen zu lassen, wer viel von Vergleichsarbeiten und zentralen

Wider die Buchhaltermentalität der Schüler

Abschlussprüfungen hält und wer Schulen alle zwei Jahre landesübergreifend quervermisst, der versündigt sich an dem Gebot des individualisierenden Vorgehens. Wer als Lehrer Lernziele wie Ostereier versteckt und dann erwartet, dass alle vor ihm sitzenden Schüler in den gleichen kleinen Schritten am Ende von 45 Minuten diese Ziele gefunden haben (wir nennen das „Osterhasenpädagogik“), der muss sich auf sehr schlechte Ergebnisse gefasst machen, zumal er dann nicht nur die Jungen benachteiligt, sondern in den Schülern auch eine artige „Buchhaltermentalität“ aufbaut, was das Gegenteil von Selbstständigkeit und Kreativität ist. Wie sagte doch der Entwicklungspsychologe Jean Piaget? „Alles, was einem beigebracht wird, hat den Nachteil, dass man nicht mehr selbst drauf kommen kann.“ ←

Prof. Dr. Peter Struck hat Pädagogik, Biologie und Kriminologie studiert. Seit 1979 hat er eine Professur für Erziehungswissenschaft an der Universität Hamburg. Von ihm ist u.a. das Buch „Die 15 Gebote des Lernens – Schule nach PISA“; Primus Verlag, 16,90 Euro

Sie nannten es Gao kao

Nirgendwo ist das Abitur härter als in China: Während die Schüler drinnen schwitzen, vertreiben die Eltern draußen die Vögel aus den Bäumen, damit ihr Zwitschern nicht stört. Langsam fragen sich immer mehr Chinesen, ob das noch normal ist

Text: Xifan Yang



→ Die zweite Generalprüfung. Es ist Samstagnachmittag, Li Jinghang hat heute seine Ergebnisse bekommen: 454 von 630 möglichen Punkten in den Fächern Chinesisch, Mathe, Englisch und Physik. „Mein Ziel sind mindestens 500“, sagt der Zwölfklässler, 18 Jahre alt. Während er versucht, ein tapferes Gesicht zu machen, verkriecht sich sein schlaksiger Körper noch weiter in die Schuluniform, ein unförmiges weißes Ensemble aus Trainingsjacke und Jogginghose. So bleibt er im Klassenzimmer sitzen und wartet auf seine Eltern. Die schwirren gerade irgendwo draußen vor dem Lehrerzimmer herum, inmitten einer Traube aufgeschreckter Mütter und Väter. Gesichter wie auf einer Intensivstation, verzweifelte Blicke, bohrende Fragen an die Klassenlehrerin Frau Zheng: „Für welche Uni reicht das Ergebnis?“, „Was ist da passiert?“, „Wie viel ist in den nächsten vier Wochen noch zu machen?“

Vier Wochen noch bis zum „Hohen Test“, das ist die wörtliche Übersetzung von Gao kao, wie das chinesische Zentralabitur heißt. Seit der Oberstufe dreht sich Jinghangs Leben um nichts anderes mehr. Na ja, wobei das nicht stimmt, sagt er. „Im Grunde haben meine Eltern schon in der ersten Klasse ständig davon geredet.“

Das Weiyu-Internat ist eine der besten Mittelschulen Schanghais. Wenn Elterntag ist wie heute, parken vor dem meterhohen Gittertor blitzblank geputzte Audis und VWs, auf einem Autoheck klebt

der Sticker „Yale University“. Wer hier zur Schule geht, will später nicht irgendeine Uni besuchen, sondern die besten der Welt. Das erfordert eiserne Disziplin: 6.15 Uhr aufstehen, Radionachrichten hören beim Zähneputzen. 6.30 Uhr Morgengymnastik. 6.50 Uhr Frühstück in der Schulkantine. 7.15 Uhr Gedichte auswendig lernen. 7.45 Uhr Schuldurchsagen. 8.00 Uhr Unterricht. Der geht bis 17.15 Uhr, danach machen die Schüler weiter Hausaufgaben, erst im Klassenraum, dann auf ihren Internatzimmern. Wenn um 23.00 Uhr das Licht ausgemacht wird, lernen manche mit der Taschenlampe unter der Decke weiter.

An den Holzspinden auf den Gängen sind die Namen der Eliteuniversitäten Fudan, Tsinghua und Beida eingeritzt. Im Klassenzimmer haben Mitschüler Post-its an einen Baum aus Pappe geklebt:

„Mit aller Kraft kämpfen. Später nichts bereuen.“
 „Meinen Traum leben und auf eine renommierte Uni gehen. Später erfolgreiche Office-Lady werden.“
 „Wenn die Eiszeit vorbei ist, kommt der Frühling.“

Jedes Jahr kämpfen in China mehr als neun Millionen Schüler um sechs Millionen Studienplätze. Die Gao-kao-Prüfung findet an zwei Tagen Anfang Juni statt und dauert insgesamt neun Stunden. Nur 0,3 Prozent der Schüler schaffen Bestnoten und werden auf einer Eliteuni zugelassen. Wer mittelmäßig abschneidet, wird auf eine schäbige Provinzuni ver-

01 Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser: Chinesische Schüler werden vor der Prüfung einer Leibesvisitation unterzogen, damit sie in der Prüfung keine SMS mit ihren Handys empfangen können

02 Big Brother is watching you: Während der Prüfung geht die Überwachung weiter. Auf Bildschirmen im Lehrerzimmer wird jede Schummelei sichtbar



Manche Schüler lernen mit Sauerstoffmasken, um mehr zu behalten

dammt und muss fürchten, später als einer von Millionen arbeitslosen Hochschulabsolventen zu enden. Ein berühmtes Sprichwort vergleicht das Gao kao mit „Tausenden Soldaten und Zehntausenden Pferden, die versuchen, eine schmale Holzbrücke zu überqueren“.

Auch Zhou Jin macht dieses Jahr Abitur. Die 18-Jährige sitzt in einer Wohnsiedlung im Norden Shanghais zu Hause an ihrem Schreibtisch. Eine kleine Leselampe zeichnet helle Kreise auf die Algebra-Bücher, die aufgeschlagen vor ihr liegen. So richtig motiviert sieht sie nicht aus. „Ich sehe die Prüfung eher entspannt, alle anderen halten mich deshalb für verrückt“, sagt sie. In ihrem jugenhaften Gesicht macht sich ein Grinsen breit. Sie kramt eine Packung Fläschchen heraus, die ihre Mutter ihr letztes mitgebracht hat. „Only Smart Brain Child“ steht auf der Schachtel. Und das Versprechen: Die eitrig-gelbe Flüssigkeit fördere das Gedächtnis und stärke die Konzentration. Die Mutter ist nervös, was auch sonst. Gestern war Jin Karaoke singen bis um ein Uhr nachts. Am Wochenende geht sie ins Kino oder spielt Basketball. Sie interessiert sich für Fotografie und Werbung und schläft aus bis mittags. Mit ihrer Schule, einer der liberaleren der Stadt, ist sie eigentlich ganz glücklich. Es gibt dort keinen Morgenappell, dafür Theater-, Musik- und Garten-AGs. Jin war lange in der Fernseh-AG und drehte Kurzvideos, am Anfang dieses Schuljahres wurde den Abiturienten jedoch verboten, weiter zu den Gruppentreffen zu gehen.

Ihr Vater, Angestellter bei einem Stahlunternehmen, sagt: Seine Tochter werde es schon schaffen. „Sie hat ihren eigenen Kopf und ist sehr selbstständig für ihr Alter.“ Das harte Lernpensum macht ihm allerdings Sorgen. „Der Wettbewerb ist viel härter als bei uns damals“, sagt er. Jin geht dreimal die Woche zur Nachhilfe. Die Familie kostet das umgerechnet 250 Euro im Monat, die Hälfte von dem, was der Vater verdient. Aber es helfe ja nichts, sagt er: „Die anderen Familien investieren auch Geld und Mühe. Was soll man da machen?“

Shanghais Abiturienten haben es dabei vergleichsweise gut. Die 23-Millionen-Metropole wurde 2009 internationaler PISA-Sieger. Das allgemeine Bildungsniveau ist hoch, an den Schulen lehren die besten Lehrer des Landes. Wer hier aufgewachsen ist, hat von vornherein bessere Chancen auf gute Prüfungsergebnisse. Schlimmer ist der Konkurrenzkampf in den armen und bevölkerungsreichen Provinzen. Wo es viele Schüler gibt, aber nur wenig gut ausgestattete Schulen, greifen viele zu absurden Mitteln: In diesem Jahr kursierten Fotos im Internet von einer Schulklasse, die sich über einen Tropf Aminosäure in die Venen verabreichen ließ, um effizienter zu lernen. Woanders lernten Schüler mit Sauerstoffmasken. An den Prüfungstagen selbst

müssen in vielen Städten die Bauarbeiten unterbrochen werden, und Autofahrer dürfen nicht hupen. Vor manchen Schulen wurden schon Mütter und Väter gesehen, die mit Stöcken zwitschernde Vögel von den Bäumen vertrieben.

Wer ist vor der Prüfung mehr gestresst, die Kinder oder die Eltern? Bei dieser Frage muss Zheng Simin, Lehrerin an der Weiyu-Mittelschule, lächeln. Sie erzählt von Eltern, die sich in den letzten Monaten eine Wohnung in der Nähe der Schule mieten, damit sie immer in der Nähe der Kinder sind. In der letzten Woche vor der Prüfung nehmen sich viele sogar Urlaub. Auch für Lehrerin Zheng, die oft von hysterischen Eltern auf dem Handy angerufen wird, bedeutet diese Zeit die Hölle.

Aber die Zeiten ändern sich. Noch vor zehn Jahren habe keiner das System infrage gestellt. „Jetzt gibt es immer mehr Eltern, die sagen: Unser Kind soll sich nicht totlernen. Es muss nicht der oder die Beste sein. Hauptsache, es ist glücklich. Das ist ein Fortschritt.“ Dann wird sie nachdenklich. Für sie als Lehrerin sei es schwer, etwas zu ändern. „Wir sind eine Eliteschule. Wir werden daran gemessen, wie viele unserer Schüler es auf eine Eliteuniversität schaffen. Als Lehrerin bin ich Teil des Systems: Meine Aufgabe ist es, bestmögliche Leistungen herauszuholen.“ Im Privaten aber meine sie: Emotionale Intelligenz sei wichtiger als Noten.

Nicht wenige brechen unter dem Prüfungsdruck zusammen. Wenn man „Gao-kao-Stress“ im Internet sucht, kommt man auf die Seite des Psychologen Wu Lisu. Oberstufenschüler aus ganz China suchen online bei ihm Rat, offline empfängt er in einer Praxis im 14. Stock eines Apartmenthochhauses in Shanghai. „Viele leiden unter Schlafstörungen. Un-



3



4

03 Pauken ja, aber nicht bis in die Nacht: Zhou Jin hat Glück, dass ihre Eltern das mit dem Abi nicht total verbissen sehen

04 Harter Wettkampf: Jedes Jahr kämpfen in China neun Millionen Schüler um sechs Millionen Studienplätze



ter Depressionen. Sie haben Panikanfälle. Ohnmachtsgefühle. Können keine klaren Gedanken mehr fassen. Oder erkennen ihre eigenen Grenzen nicht, bis sie irgendwann gar nicht mehr lernen können.“ Oft sind es die Eltern, die ihr Kind zur Sprechstunde anmelden. Väter und Mütter, die erkennen, was sie mit ihren überzogenen Erwartungen ange richtet haben, und nun Schuldgefühle haben. Wu bringt den angeschlagenen Abiturienten Entspannungstechniken bei. Er versuche, ihnen klarzumachen: Natürlich ist es gut, wenn man sich Mühe gibt. Aber vom Ergebnis hängt nicht das ganze Leben ab. „Die Eltern begreifen die Message in der Regel schnell und schalten mehrere Gänge runter. Aber bei den Kindern ist es oft zu spät. Nach jahrelanger Indoktrination haben sie den Druck so verinnerlicht, dass sie nicht glauben können, wie sie etwas, worauf sie ihre ganze Schulkarriere lang hingearbeitet haben, plötzlich entspannt sehen sollen. Das zerstört ihr gesamtes Weltbild.“

Über Alternativen zum derzeitigen Prüfungssystem wird in China inzwischen öffentlich debattiert. „Alle sind sich einig: Das Gao kao raubt unseren Schülern Neugier, Kreativität und ihre Kindheit“, schrieb jüngst Jiang Xueqin, stellvertretender Direktor einer der renommiertesten Mittelschulen des Landes. Seit 2008 sinkt die Zahl der Schüler, die sich jährlich zu den Abiturprüfungen anmelden. Eine Minderheit schafft es auf anderem Wege auf die Uni: Einige Elitehochschulen wählen bereits fünf Prozent ihrer Studenten nach eigenen Aufnahmekrite-

rien aus. Andere Glückliche haben reiche Eltern, die sie zum Studieren ins Ausland schicken. „Die Schüler, die es sich leisten können, in den USA zu studieren, lernen gleich auf die amerikanische Hochschulzulassungsprüfung“, sagt Lehrerin Zheng Simin. Das Gao kao können sie sich so sparen.

Schlupflöcher wie diese sind bislang den Überfliegern und Privilegierten vorbehalten. Die Suche nach einer fairen Alternative zum Gao kao, die allen mehr als neun Millionen Abiturienten dieselbe Chance bietet, sei ein nahezu unmögliches Unterfangen, meint Jiang Xueqin. Es sei wünschenswert, Leistung individueller zu bewerten. Doch in einem zu weiten Teilen immer noch armen Land, in dem Korruption sich durch die ganze Gesellschaft zieht, wäre die Gefahr groß, dass am Ende nur diejenigen mit den besten Beziehungen und dem meisten Geld davon profitieren. „Wenn wir heute das Gao kao abschaffen und ganz von vorne anfangen würden, wäre die einzige Lösung, die im heutigen China funktionieren würde: das Gao kao“, schreibt Jiang.

Die Abiturientin Zhou Jin wägt ab: „Die Lernerrei nervt, aber das Prüfungssystem an sich halte ich für gerecht.“ In ihrer Klasse hängt neben der Tafel ein Kalender, der Countdown zählt bis zum Tag des letzten Tests. Für die Zeit danach hat Jin schon einen Plan. Mit ein paar Freunden will sie eine Rucksackreise durch Südchina machen.

Li Jinghang von der Eliteschule Weiyu weiß auch, was er nach den Prüfungen machen wird: ganz viel schlafen. ←

05 Krieg der Sternchen: Vor der Schule wird kontrolliert, ob die Eltern digitale Spickzettel an ihre Kinder senden

Streber oder Bummler:
Welcher E-Learning-Typ bist du?
fluter.de/bildung

Bewerbung



Angaben zur Person

Name: [Name]

Geburtsdatum: 18. April 1812

Geburtsort: Straßburg (Paris)

Muttersprache: Französisch

Schulbildung: Gymnasium Straßburg

Beruf: Maler, Schriftsteller, Philosoph

Wohnort: Straßburg, Paris, Brüssel, London

Interessen: Kunst, Philosophie, Naturwissenschaften

Hobbys: Zeichnen, Schreiben, Lesen

Albert Einstein (1879-1955)



Walter Gropius (1892-1969)



Walter Gropius (1892-1969)



Voll genial

Leonardo da Vinci hatte es wirklich drauf: Er erfand den Hubschrauber, den Fallschirm, konnte klasse malen und gut philosophieren. Über einen, der erwachte, als alle anderen noch schliefen

Text: Arno Frank

→ Für Streber ist das 15. Jahrhundert eine denkbar düstere Zeit. Wer zu viel wissen will, landet schnell im Kerker – und wer wirklich zu viel weiß von der Welt, endet auf dem Scheiterhaufen. Kein Wunder also, dass ein gewisser Leonardo (1452 bis 1519), von Haus aus bildender Künstler aus dem toskanischen Städtchen Vinci, seine epochalen Erkenntnisse ausschließlich geheimen Notizbüchern anvertraut, und das auch nur in einer unleserlichen Spiegelschrift von rechts nach links.

Dabei soll der Sohn eines Notars und dessen aus Arabien stammender Magd ein schlechter Schüler gewesen sein, der das Rechnen und Lesen nur mit Mühe erlernte. Offenbar war der Zehnjährige aber schon ein recht vielversprechender Zeichner, weshalb sein Vater ihn eines Tages dem berühmten Bildhauer und Maler Verrocchio vorstellte – der ihn unter seine Fittiche nahm, wie das damals üblich war. Gemälde und Skulpturen waren zu dieser Zeit alles andere als ein schöngestiger Zeitvertreib für die Elite, sondern die populärste und damit wichtigste Kunstform, vergleichbar mit dem Kino unserer Tage: Nur die Malerei konnte einer Welt aus Analphabeten die großen Geschichten erzählen. Jedes winzige Detail, von der Farbe eines Kleides bis zur Blume am Wegesrand, war von Bedeutung, und jeder konnte diese Details damals lesen.

Erst kürzlich war die Zentralperspektive eingeführt worden – eine Methode, Räume auch wirklich räumlich und die Dinge in einem bestimmten Verhältnis kleiner werden zu lassen. Das war mathematische Geometrie und sah auch so aus, bis Leonardo kam. Er hüllte die fernen und immer fernerer Landschaften stufenlos in neblige Schleier und dunstige Unschärfen, wie sie auch dem gewöhnlichen Auge erscheinen. Diese Technik des „sfumato“ (italienisch: „verraucht“) ist, neben seiner generellen Meisterschaft in dieser Kunst, Leonardos wesentlicher Beitrag zur Geschichte

der Malerei. Er machte sie paradoxerweise realistischer, indem er die Unschärfe erfand.

Zwar malte er, wie üblich, religiöse Motive, bezog seine Inspiration aber weder aus der Antike noch aus der Bibel – sondern aus der Natur. Leonardo ging sogar so weit, sich Leichen zu beschaffen, um sie zu sezieren und zu zeichnen, was er da sah. Die früheste Darstellung eines Fötus im Mutterleib beispielsweise stammt von Leonardo, ebenso wie zahlreiche andere anatomische Studien. Dabei ist sein eigentliches malerisches Werk, darunter die „Mona Lisa“ oder „Das letzte Abendmahl“, überraschend schmal. Unangefochten Leonardo zugeschrieben werden nur rund 15 Gemälde.

Ein Meister in der Kunst des Erfindens

Er ist 30 Jahre alt, als er sein erstes offizielles Bewerbungsschreiben einreicht – und erstmals mit seinen Fähigkeiten als Ingenieur an die Öffentlichkeit geht. Im Schreiben von 1482 an den Herzog von Mailand empfiehlt er sich als „Meister in der Kunst des Erfindens von Kriegsgerät“ zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Dabei schwärmt er vor allem von seinen Geschützen „von wunderbarem Effekt“ und verspricht: „Je nach Erfordernis werde ich die Offensivwaffe bis ins Unendliche variieren.“ Seine Kenntnisse als Künstler erwähnt er nur am Rande. Tatsächlich ist hier der Krieg der Vater aller Dinge. Leonardo entwirft Kriegsschiffe und Tauchboote, die mit Schrauben den Rumpf gegnerischer Schiffe durchbohren sollen. Er erfindet einen fahrbereiten Panzer mit acht Bordkanonen und, als Aufklärungsfahrzeug, den Helikopter. In seinen Notizbüchern finden sich sogar Pläne für einen Fallschirm, der erst im Jahr 2000 nachgebaut und erfolgreich getestet wurde.

Überhaupt bringt er nur sehr wenig von dem, was er einmal in Angriff genommen hat,

wirklich zur Vollendung. Er gilt als sehr langsamer Maler und noch langsamerer Bildhauer – ein Reiterstandbild wird auch nach mehr als 16 Jahren nicht vollendet. Die meisten Fragen interessieren ihn offenbar nur so lange, bis er sie theoretisch beantwortet hat. Ist ein Perpetuum mobile möglich? Wie könnte ein Taucheranzug funktionieren? Welche Form hat ein Wassertropfen – und warum? Was bedeuten die Gezeiten, und woher kommt die Brandung? Später werden andere Forscher, die ihm folgen, ein ganzes Leben brauchen für die Beantwortung einer einzigen dieser Fragen – Leonardo löst die Rätsel wie nebenbei in seinen Notizbüchern. Und wendet sich, kaum dass die Tinte trocken ist, wieder anderen Problemen zu.

Dabei ist er alles andere als ein Nerd, leidet aber vermutlich unter Hyperaktivität. Er soll sehr gut ausgesehen haben, extravagant gekleidet und wahrscheinlich schwul gewesen sein. Wegen seiner Herkunft bleibt ihm die Akademie – die klassische Ausbildung – versagt, was er spöttisch sieht: „Wer zur Quelle gehen kann, gehe nicht zum Wassertopf.“

Die Zeiten, in denen er lebt, sind nicht gerade ruhig. In wechselnden Koalitionen bekriegen sich unaufhörlich die mächtigen Stadtstaaten der italienischen Halbinsel, und herrscht einmal Frieden, bricht auch schon die Pest aus (Leonardo entwirft prompt eine vernünftige Kanalisation). Und so wird er von den Wechselfällen der Geschichte von Wirkungs-ort zu Wirkungs-ort – Florenz, Mailand, Mantua, Venedig, Rom – geschleudert wie eine Flipperkugel. Am Ende wird er vom jungen französischen König Franz I. nach Amboise eingeladen, wo er sich ein letztes Mal gigantischen Projekten widmet. Landschaftsplanung, Städteplanung, ein Kanal zwischen Loire und Saône. Der wurde dann knapp 300 Jahre nach Leonardos Tod fertiggestellt.

Natürlich stand auch Leonardo auf den Schultern von Riesen wie Aristoteles, Archimedes, Vergil, Vitruv oder Brunelleschi. Renaissance, die Wiedergeburt der Antike: An vielen Orten in Italien bedurfte es buchstäblich nur weniger Spatenstiche, und zum Vorschein kamen Triumphbögen, Bäder und Straßen einer überlegenen Zivilisation. Es muss für ihn gewesen sein, als würde sich unter seinen Füßen plötzlich ein versunkenes Gebirge des Wissens erheben – und ihn sanft anheben, weg vom Mittelalter, der Moderne entgegen. Oder, wie der Psychoanalytiker Sigmund Freud schrieb: „Er glich einem Menschen, der in der Finsternis zu früh erwacht war, während die anderen noch alle schliefen.“ ←

Dringend gesucht: Lehrer, die Kinder mögen

Laut Studien hängt der Lernerfolg vor allem von den Lehrern ab. Aber sind die meisten davon nicht Schmalspurakademiker, die Teenager hassen? Wir haben sieben Vorurteile untersucht

Text: Bernd Kramer, Illustration: Frank Höhne

Wie viel man lernt, liegt vor allem am Lehrer.

1 Wenn es so etwas gibt wie einen Messias unter den Paukern, dann ist es Stavros Louca. Als der Mathelehrer die 9a der Johannes-Schule im schwedischen Malmö übernahm, war sie eine der schlechtesten Klassen ganz Schwedens. Doch der Superlehrer führte die Loser an die Landesspitze – ein Fernsehteam hatte das Experiment begleitet und Schweden damit vor einigen Jahren in Aufruhr versetzt. Kann ein Lehrer wirklich so viel ausrichten? Er kann. Das ist auch das Fazit des neuseeländischen Bildungsforschers John Hattie, der Tausende Studien zum Lernerfolg ausgewertet hat. Nicht die Klassengröße, nicht die Mitschüler – sondern die Lehrerin und der Lehrer, die an der Tafel stehen, machen den Unterschied.

Ein guter Lehrer unterrichtet strukturiert, geht genau auf das Vorwissen der Schüler ein, statt starr den Stoff durchzuziehen. Er hat hohe Ansprüche und schafft gleichzeitig ein Klima, in dem niemand Fehler fürchten muss. Interessant auch: Viele Lehrmoden wie Freiarbeit oder jahrgangsübergreifender Unterricht sind Hatties Studie zufolge weitgehend wirkungslos.

Lehrer wird nur, wem nichts Besseres einfällt.

2 Fragt man sie, dann geben überraschend viele Lehrer an, dass sie ihren Beruf aus Überzeugung gewählt haben: Einer aktuellen Umfrage zufolge, die die private Vodafone Stif-

tung Deutschland beim Institut für Demoskopie Allensbach in Auftrag gegeben hat, macht rund 70 Prozent der Lehrer der Beruf Freude. 81 Prozent sind Lehrer geworden, weil sie gerne mit Kindern und Jugendlichen arbeiten wollten. 72 Prozent wollten einen Beruf, in dem sie anderen etwas beibringen können. Was aber auch stimmt: 20 Prozent der jungen Lehrer erleben einen Praxischock, viele ältere sind ausgebrannt. 21 Prozent aller Lehrer, die 2010 in Pension gingen, waren dienstunfähig, so das Statistische Bundesamt. Andererseits: Bei den übrigen Beamten gibt es genauso viele Frühverrentungen.

Lehrer werden selbst nicht gern bewertet.

3 Eine rabiate Methode, um für Ruhe zu sorgen: Er warf einfach den Schlüsselbund durch den Raum. „Als wir uns dann beschwerten wollten, meinte der Lehrer, wir hätten ja keine Beweise“, berichtet ein Schüler aus der zwölften Klasse. „Lehrer sitzen immer am längeren Hebel“, klagt eine Elftklässlerin. Der Landeschülerrat Brandenburg hat Erfahrungen wie diese gesammelt. Der Eindruck: Lehrer mögen es nicht, wenn ihre Schüler sie kritisieren. In der Allensbach-Umfrage gaben nur 30 Prozent der Lehrer an, dass sie regelmäßige Beurteilungen durch die Schüler für sinnvoll halten – wobei jüngere Lehrer schon deutlich offener sind als ältere. Damit sich Lehrer öfter das Feedback ihrer Schüler einholen, hat die Politik in Berlin und Brandenburg sogar ein offizielles Internetportal geschaffen. Seit 2008 haben Lehrer ihre Schüler 3.300-mal gebeten, den Unterricht über den Online-Fragebogen zu bewerten – das ist wenig bei 29.000 Lehrern, die in Berlin und Brandenburg unterrichten. „Die Lehrer, die das Portal nutzen, sind aber positiv überrascht, dass die Schüler ehrlich antworten und den Fragebogen nicht zur persönlichen Rache gebrauchen“, sagt Holger Gärtner, der am Institut für Schulqualität der Länder Berlin und Brandenburg e.V. für das Projekt verantwortlich ist. Und vieles, was einen guten Unterricht ausmacht, ist für einen Lehrer auf Anhieb gar nicht zu erkennen – etwa, ob wirklich eine angstfreie Atmosphäre in der Klasse herrscht.

Lehrer geben ungerechte Noten.

4 Ein und derselbe Schüleraufsatz – einmal heißt der Verfasser Kevin, einmal Maximilian. Bekommen beide dieselbe Note? Schön wär's. Eine Pädagogikstudentin der Uni Oldenburg hat für ihre Abschlussarbeit den Versuch gemacht und den fiktiven Aufsatz mehr als 200 Lehrern vorgelegt. Das Ergebnis: Wer einen angeblichen „Unterschichtsnamen“ wie eben Kevin trägt, wird schlechter bewertet. Für Jungen ist der Namensnachteil sogar besonders groß. Das Ergebnis deckt sich mit vielen anderen Studien, die zeigen, dass Lehrer eben nicht nur die Leistung benoten. Sie macht zwar einen großen Teil der Note aus. Aber auch die soziale Herkunft spielt eine Rolle: Professorenkinder bekommen tendenziell bessere Zeugnisse als Kinder aus Hartz-IV-Familien – bei gleichen Leistungen.



Sage mir, wie du heißt, und ich sage dir,
welche Note du bekommst: Laut Studien wird ein Junge, der
Kevin heißt, automatisch schlechter beurteilt



Lehrer entscheiden leichtsinnig über die Zukunft von Kindern.

5 Herr Trautwein, wie kommt es, dass Lehrer so ungerecht bewerten?

Ulrich Trautwein: Notengebung ist komplex, und Lehrer werden in ihrer Ausbildung unzureichend darauf vorbereitet. Dazu kommt, dass die Kultusministerien oft nur vage Vorgaben machen, welche Leistung zum Beispiel eine Eins und welche eine Vier verdient. Das sorgt dafür, dass subjektive Eindrücke, Einstellungen und Überzeugungen der Lehrkräfte, die im Bewertungsprozess nichts zu suchen haben, in die Notengebung einfließen.

Ist das nicht fatal? Am Ende der Grundschulzeit bekommen begabte Kinder aus bildungsfernen Schichten wesentlich seltener eine Gymnasialempfehlung. Anscheinend gehen Lehrer ziemlich leichtfertig mit der Zukunft der Schüler um, Chancengleichheit ist ihnen wohl ein Fremdwort ...

Trautwein: Viele Lehrkräfte leiden unter der Aufgabe, solche Schulempfehlungen abgeben zu müssen, und entscheiden nach bestem Wissen und Gewissen. Vermutlich berücksichtigen die Lehrkräfte bewusst oder unbewusst, dass Kinder aus bildungsfernen Familien überdurchschnittlich häufig am Gymnasium scheitern, weil es ihnen an Unterstützung durch das Schulsystem fehlt. Eine objektiv ungerechte Empfehlung kann aus dem Blickwinkel der einzelnen Lehrkraft dann durchaus Sinn ergeben.

Ist es nicht gerechter, wenn nach der Grundschule einfach die Eltern entscheiden, auf welche Schule ihr Kind gehen soll?

Trautwein: Nein, eben nicht. Die Elternentscheidungen sind nämlich noch stärker mit der sozialen Herkunft verknüpft als die Lehrerempfehlung. Wenn die Eltern frei entscheiden und es keine zusätzlichen Maßnahmen gibt, wie zum Beispiel verpflichtende Beratungsgespräche mit den Lehrern, dürften die sozialen Unterschiede eher noch größer werden.

Wie könnte man Noten und Schulempfehlungen gerechter machen?

Trautwein: Indem man die zu benotenden Leistungen und Verhaltensweisen klar definiert und standardisiert, für alle Schüler eines Landes gleiche Leistungstests einbezieht. Zudem müssen die Lehrkräfte besser geschult und für das Thema sensibilisiert werden. Und wir müssen dafür sorgen, dass alle Kinder eine faire Chance erhalten, die geforderten Kompetenzen zu erwerben.

Ulrich Trautwein ist Professor für Empirische Bildungsforschung an der Eberhard Karls Universität Tübingen.

Lehrer jammern ständig über den Niveauverfall der Schüler.

6 Adolf Hitler hat die Mauer gebaut. Sarrazin ist eine Säure. Und wenn sie sich gegenseitig das Wort „Spast“ an den Kopf werfen, denken sie, es handle sich dabei um einen kleinen Vogel mit einem ähnlichen Namen. Liest man das Internetblog der Lehrerin „Frau Freitag“, richtiger Name unbekannt, bekommt man den Eindruck, die Jugend von heute wäre eine einzige Bildungs- und Benimmkatastrophe. Im vergangenen Jahr kamen Frau Freitags Anekdoten als Buch heraus: „Chill mal, Frau Freitag“, das direkt zum Bestseller wurde. Es scheint einer geplagten Pädagogenheerschar aus der Seele zu sprechen: Fast die Hälfte aller Lehrer glaubt der Allensbach-Umfrage zufolge, dass der Unterricht und der Umgang mit Schülern in den letzten Jahren anstrengender geworden sind. Seltsam. Denn der neuseeländische Politikwissenschaftler James Flynn hat festgestellt, dass der durchschnittliche IQ im vergangenen Jahrhundert in jeder Generation gestiegen ist. In Deutschland machen heute mehr Schüler denn je das Abitur, auch die PISA-Ergebnisse sind eher besser als schlechter geworden. Und ob das Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom wirklich zugenommen hat, bezweifeln viele Psychologen – vielleicht wird es auch nur besser diagnostiziert. Der Bildungsforscher Ulrich Trautwein hat eine Erklärung dafür, warum Lehrer trotzdem zum Immer-schlimmer-Eindruck kommen: Die Hauptschulen leeren sich und lassen die Problemfälle zurück, während die Gymnasien voller werden und kaum noch der Lehranstalt der pflegeleichten Elite von früher entsprechen. So haben alle den Eindruck, dass das Niveau sinkt – auch wenn insgesamt das Gegenteil stimmt.

Zum guten Lehrer muss man geboren sein.

7 Herr Hahn, auf dem Schülerportal Spickmich.de wurden Sie zum beliebtesten Lehrer Deutschlands gewählt – mit der Gesamtnote 1,2. Liegt das daran, dass Sie selbst so gute Noten geben?

Jan Hahn: Nein. Ich bin auch definitiv nicht der Kumpeltyp. Das wäre wahrscheinlich auch nicht das, was sich Schüler wünschen. Sondern?

Guter Unterricht ist einer, der die Schüler ernst nimmt und vor allem dort abholt, wo sie stehen. Ich darf sie weder überfordern noch unterfordern. Und das ist unheimlich schwer. Wenn ich eine Musikklasse übernehme, sind darin Schüler, die kaum musiziert haben, und solche, die schon seit Jahren ein Instrument spielen. Ich muss dann Arrangements schreiben, die jedem gerecht werden. Manchmal ist es den Jungen im Stimmbruch auch peinlich zu singen. Da hilft es, wenn sie die Rhythmen übernehmen: Duum dagdag duum.

Kann man guten Unterricht lernen?

Ich denke, vieles ist tatsächlich reines Handwerk. Ich habe Kollegen, vor denen ich unheimlich Respekt habe und auf deren Rat ich immer wieder angewiesen bin. Ich bin ja selbst noch ein Greenhorn. Die Auszeichnung ist mir ihnen gegenüber unangenehm.

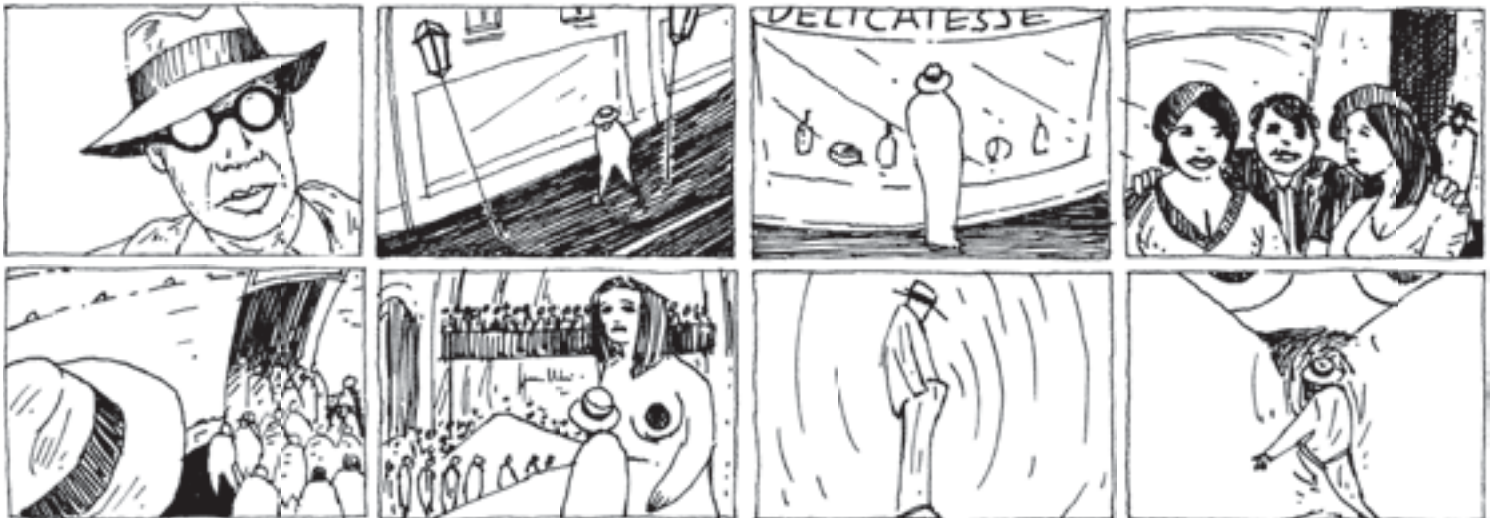
Jan Hahn, 33, unterrichtet Musik und Geschichte an der Theodor-Storm-Schule in Husum.

Guter Stoff

Manche Bücher muss man einfach gelesen haben, da sind sich die meisten Menschen einig (auch die, die sie nicht gelesen haben). Um mitreden zu können, müsstet ihr jetzt eigentlich ein paar Tausend Seiten lesen. Der Einfachheit halber zeigen wir hier sieben wichtige Werke der Weltliteratur als Kurzcomics. Muss ja niemand wissen

(Weitere Bücher in Comicform findet ihr in dem Buch „100 Meisterwerke der Weltliteratur“, Ehapa-Verlag; 9,95 Euro; ISBN: 978-3-7704-3269-1)

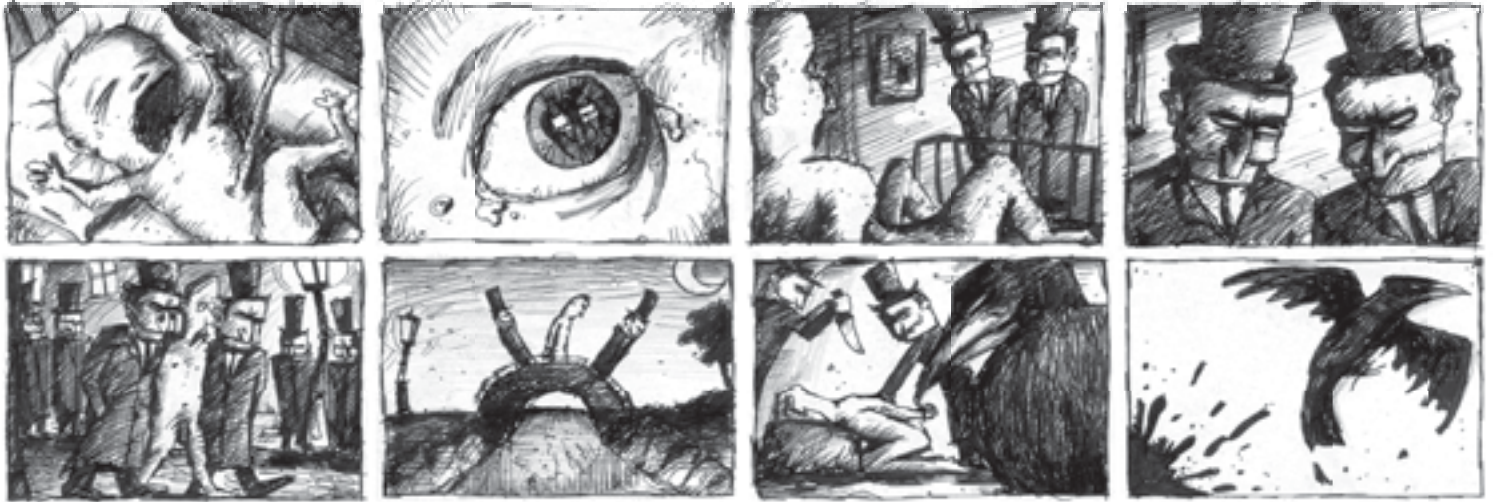
Wendekreis des Krebses (1934) von Henry Miller; Comic: Isabel Kreitz



Der Roman besteht aus Tagebucheinträgen, die sich häufig mit sexuellen, auch mal surrealen, Erlebnissen beschäftigen. Das oberste Gericht der USA erklärte im Jahr 1964 das Buch für nicht obszön und der modernen Literatur zugehörig. Miller selbst war als wahrer Bohemien Ausschweifungen im echten Leben nicht abgeneigt.

Funfaktor: ★★★★★☆ **Spannung:** ★☆☆☆☆☆ **Erotik:** ★★★★★★ **Bildung** ★★☆☆☆☆

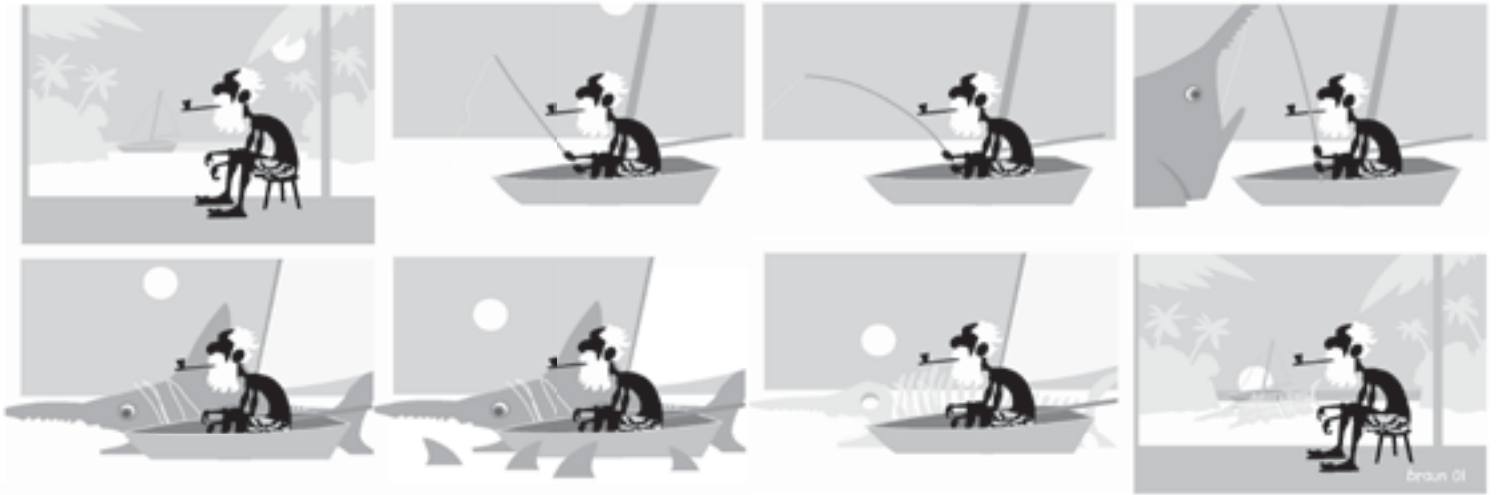
Der Prozess (1925) von Franz Kafka; Comic: Wawszczyk



An seinem 30sten Geburtstag wird Josef K. verhaftet und angeklagt. Den Grund dafür erfährt er nicht, er bleibt aber auf freiem Fuß. Dennoch nimmt ein (heute würde man sagen: kafkaesker) Prozess seinen Gang, an dessen Ende Josef K. von zwei Schergen abgeholt und in einen Steinbruch geschleppt wird – wo man ihn ersticht.

Funfaktor: ☆☆☆☆☆ **Spannung:** ★★★★★ **Erotik:** ★☆☆☆☆ **Bildung** ★★★★★

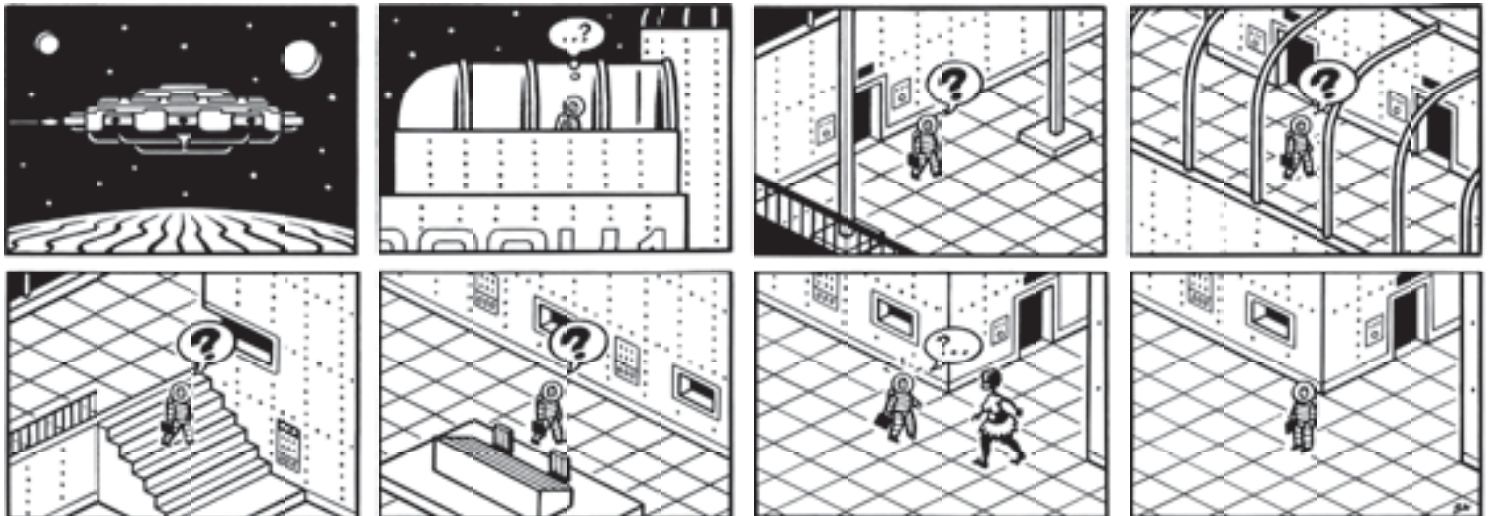
Der alte Mann und das Meer (1952) von Ernest Hemingway; Comic: Dieter Braun



Der lange Zeit erfolglose Fischer Santiago fängt einen riesengroßen Marlin, zu dem er beim tagelangen Ringen eine besondere Beziehung bekommt. Auf dem Heimweg wird der Marlin von Haien bis auf das Skelett abgenagt. Hemingway hat mit dem Buch eine Erzählung über das Verhältnis von Mensch und Tier geschrieben.

Funfaktor: ★★★★★ **Spannung:** ★★★★★ **Erotik:** ★☆☆☆☆ **Bildung** ★★★★★

Solaris (1961) von Stanisław Lem; Comic: Christophe Badoux



Auf dem Planeten Solaris stoßen die Forscher auf eine Art Avatare – Wiedergänger von auf der Erde verstorbenen Personen. Das bringt sie durcheinander, lässt sie aber auch über das Menschsein an sich nachdenken. Am Ende werden die Avatare zerstört. Der Pole Stanisław Lem gilt als einer der bedeutendsten Science-Fiction-Autoren.

Funfaktor: ★★★★★ **Spannung:** ★★★★★ **Erotik:** ★☆☆☆☆ **Bildung** ★★★★★

Der kleine Prinz (1943) von Antoine de Saint- Exupéry; Comic: Fil



Alle sehen in der Zeichnung des Erzählers einen Hut, nur ein von einem Asteroiden stammender Prinz sieht das, was es sein soll: eine Riesenschlange, die einen Elefanten verdaut. Die beiden freunden sich an, bis der Prinz nach einem Schlangenbiss verschwindet. Antoine de Saint Exupéry kehrte 1944 von einem Flug nicht zurück.

Funfaktor: ★★★★★ **Spannung:** ★★☆☆☆ **Erotik:** ☆☆☆☆☆ **Bildung** ★★★★★

Die Pest (1947) von Albert Camus; Comic: Pestana



Ein paar tote Ratten und ein paar Kranke künden in der algerischen Stadt Oran von der Pestseuche, die dann Tausende dahinrafft. Ein Arzt kämpft erfolglos dagegen an, während der Pfarrer die Seuche als Strafe Gottes sieht.

Funfaktor: ★☆☆☆☆ **Spannung:** ★★★★★ **Erotik:** ★☆☆☆☆ **Bildung** ★★★★★

Warten auf Godot (1952) von Samuel Beckett; Comic: Kathrin Fuld



Die Landstreicher Estragon und Wladimir warten an einer Landstraße auf eine Person mit dem Namen Godot, die sie nicht kennen und die auch nie kommt. Estragon: Komm, wir gehen! Wladimir: Wir können nicht. Warum nicht? Estragon: Aah! fluter sagt: große Kunst!

Funfaktor: ☆☆☆☆☆ **Spannung:** ★★☆☆☆ **Erotik:** ☆☆☆☆☆ **Bildung** ★★★★★



Das Recht auf Bildung ist ein Grundrecht, auch hinter einer
rund 1.500 Meter langen Mauer mit Stacheldraht obendrauf

Da geht noch was

Im Knast zu sitzen ist ein Albtraum – vor allem, weil die Tage nicht rumgehen. Manche nutzen die Zeit, um schlauer zu werden, und machen ihr Abitur im Gefängnis. Besuch bei einem, der aus Schaden klug werden will

Text: Barbara Bollwahn

Foto: Julian Röder / Ostkreuz

→ Mit 14 Jahren hat Brian* ganz genaue Berufsvorstellungen: Er will Cannabishändler werden. Die Schule findet er anstrengend und uninteressant. Die 7. Klasse einer Gesamtschule hat er wiederholt. Auch danach stehen im Zeugnis vorwiegend Fünfen und Sechsen. Nach der 9. Klasse geht er ab – ohne Abschluss – und tut das, was er besser kann als Mathe, Physik oder Deutsch: Er dealt. Anfangs sind es Tütchen mit wenigen Gramm Cannabis, bald werden es Tüten mit 100 Gramm, schließlich Kartons mit mehreren Kilogramm. Sein Leben erscheint ihm aufregend und interessant, er verdient viel Geld. Finanzielle Sicherheit, etwas auf der hohen Kante für Notfälle, ist ihm wichtig. Seiner Mutter und seiner Schwester erzählt er, dass er als Fahrer für einen Paketdienst arbeitet.

Und Brian weiß mit 15 Jahren eine zweite Sache ganz genau: „Irgendwann komme ich ins Gefängnis.“

Inzwischen ist er 27 Jahre alt, und er sitzt, wie er befürchtet hat, im Gefängnis. Erst erwischte ihn die Polizei mit einem gefälschten Führerschein und einem gefälschten Ausweis. Dann flog der Drogenhandel durch die Observierung eines seiner Kunden auf. Seit Dezember 2007 sitzt er zwei Haftstrafen ab.

Das Recht auf Bildung ist ein Grundrecht, auch im Gefängnis. Brian nimmt es hinter einer 1.465 Meter langen Mauer, Wachtürmen und Stacheldraht in Anspruch. In der mit Eisentüren und roten Alarmlampen ausgestatteten Gefängnisschule können Gefangene Alphabetisierungskurse belegen, den Haupt- oder Realschulabschluss nachholen, das Abitur machen oder ein Fernstudium. Derzeit werden hier etwa 85 Schüler in verschiedenen Kursen betreut. Brians „High-Gefühl“ ist jetzt keine Bewusstseins-, sondern eine Horizonterweiterung. So wie er beim Drogenhandel wissen wollte, wie weit er es bringen kann, will er jetzt beim Lernen herausfinden, was geht. Er hat bereits den Realschulabschluss und bereitet sich auf das Abitur vor.

Brian ist ein freundlicher, schmaler junger Mann mit kurzen, dunklen Haaren und graugrünen Augen. Unter dem schwarzen T-Shirt trägt er eine dünne Goldkette, am Ringfinger der linken Hand einen silbernen Ring – Erinnerungen an seine letzte Beziehung. Er sitzt in dem Raum für die Fernstudenten der Anstalt und versucht zu erklären, warum er im Gefängnis freiwillig das tut, wozu ihn früher niemand bewegen konnte. „Ich habe sehr oft versucht zu analysieren, warum mir das Lernen jetzt Spaß macht“, sagt er. Eine Antwort hat er noch nicht gefunden. „Nur am Gefängnis kann es nicht liegen“, ist er überzeugt. „Ich hatte schon vor, was fürs Köpfchen zu tun. Die Verurteilung hat das sicher beschleunigt.“

Als er das Realschulzeugnis in der Hand hielt, war er „sehr stolz und erstaunt“, dass er es geschafft hat, zumal er bei den Prüfungen so aufgeregt war, „dass es fast bis zur Lähmung ging“. Er hat jetzt Freude am „Erkennen von größeren Zusammenhängen“ – die Empfindlichkeit des Gleichgewichts der Welt, die Bedrohung des Regenwaldes, die Berechenbarkeit in der Mathematik. Selbst für Literatur, die er früher nur „nervtötend“ fand, kann er sich erwärmen und findet beispielsweise „Das Parfum – Die Geschichte eines Mörders“ von Patrick Süskind „sehr gut geschrieben“. Es sei „echt schade“, dass ihn all das früher nicht interessiert hat. „Das bereue ich ein bisschen.“

Die Sprüche, mit denen die Fernschule wirbt, an der Brian das Abitur macht, klingen für jemanden im Gefängnis absurd. „Sie erhalten alle benötigten Studienunterlagen – bequem ins Haus.“ Oder: „Sie lernen immer dann, wenn Sie Zeit haben, und dort, wo es Ihnen Spaß bringt: abends auf dem Sofa, am Wochenende im Grünen etc.“ Ein Werbespruch des Instituts jedoch passt: „Sie selbst bestimmen, wann und wo Sie lernen.“ Bei ihm heißt das: allein in der Zelle, ohne Internet und Austausch mit anderen Schülern, motiviert nur durch sich selbst.

Er ist einer von nur vier Gefangenen in seinem Gefängnis, die derzeit das Reifezeugnis ablegen. „Er ist ein Idealfall“, sagt Lars Hoffmann, der Pressesprecher der JVA, über ihn. „Wir freuen uns über jeden Gefangenen, der die Chance wahrnimmt. Das ist keine Selbstverständlichkeit.“ Der Großteil der Gefangenen hat entweder kein Interesse, keine Selbstdisziplin oder keine ausreichenden Deutschkenntnisse. „Man meint“, sagt Hoffmann weiter, „man habe im Gefängnis genug Zeit. Aber so ein Fernstudium bedarf eines festen Willens und der Selbstdisziplin.“

Graue Zellen anstatt das Grauen der Zelle

6 Uhr aufstehen, waschen, Gymnastik, Frühstück, lernen in der Zelle. So fängt Brians Tag an. Weil es am Nachmittag im Zellenblock sehr laut ist, spielt er Tischtennis oder geht duschen und lernt nach dem Zelleneinschluss um 21.30 Uhr weiter, nicht selten bis morgens um 3, auch samstags und sonntags. „Sonst ist das nicht zu schaffen.“

Vierteljährlich bekommt Brian Unterrichtsmaterialien geschickt, jeden Monat muss er eine Hausarbeit abgeben, alle sechs Monate wird er geprüft. Hat er Fragen, schickt er einen Brief an seinen betreuenden Lehrer und wartet in der Regel zwei Wochen auf Antwort. Manchmal nutzt er den Besuch eines Freundes oder seiner zehn Jahre jüngeren Schwester, die zeitgleich mit ihm das Abitur angefangen hat, um Antworten auf drängende Fragen zu bekommen. Im Moment beschäftigt er sich in Chemie mit dem Massenwirkungsgesetz, in Deutsch mit Stilmitteln und in Mathematik mit Potenzfunktionen.

Macht ein Gefangener eine Fortbildung, wird er so behandelt, als würde er arbeiten. Brian bekommt 250 Euro und zahlt davon die 109 Euro Kursgebühr pro Monat. Als würde er sich selbst noch nicht ganz über den Weg trauen, sagt er Sätze, die wie aus einem Resozialisierungsbuch von Strafgefangenen klingen: „Mir hat das Lernen viel gegeben.“ „Bildung ist sehr wertvoll, um Kriminalität entgegenzuwirken.“

In wenigen Monaten, im Januar 2013, wird er entlassen. Das Abitur will er in Freiheit „definitiv“ zu Ende machen. Er fände es „supergeil“, danach etwas zu studieren, was mit „umweltfreundlicher Optimierung von Firmen“ zu tun hat. Finanzielle Sicherheit ist ihm noch immer wichtig, zumal er möglichst bald gern eine eigene Familie hätte. Er kann sich jetzt durchaus vorstellen, mit einem legalen Job ans Ziel zu kommen. ←

*Name von der Redaktion geändert

Sei kein Frosch!

Das Darstellende Spiel macht als Schulfach Furore. Weil man dort etwas lernt, was Schule heute dringend braucht

Text: Michaela Schlagenwerth

Foto: Franziska Sinn

→ „Man muss zusammenhalten“, sagt Hasan, und die anderen nicken zustimmend. Es ist ihr aller Resümee eines sechswöchigen Theaterworkshops mit dem portugiesischen Choreografen Gui Garrido. Es ist regulärer Unterricht, den die 13- bis 14-jährigen Jugendlichen hier in einer Kooperation des Kreuzberger Theaters „Hebbel am Ufer“ und der nur drei Gehminuten entfernt liegenden Hector-Peterson-Schule betreiben. „Darstellendes Spiel“ heißt das Fach.

Unterrichtet wurde es in Westberlin schon in den antiautoritären siebziger Jahren. Für lange Zeit führte es eher ein Mauerblümchendasein, aber seit gut zehn Jahren macht es in immer mehr Bundesländern Furore. Die Kultusministerkonferenz beschäftigt sich damit, Rahmenlehrpläne werden erstellt. Von „Ich-Kompetenz“, „Methoden-Kompetenz“ und „ästhetischer Kompetenz“ ist dabei die Rede. Von Dingen, die abstrakt und papierern klingen und am Ende doch etwas Wichtiges meinen. Nämlich, dass man sich im Darstellenden Spiel in Situationen begibt, auf die man sich emotional, intellektuell und körperlich einlässt. Und das ist etwas, das man auch sonst im Leben benötigt.

Dass das Darstellende Spiel etwas Besonderes kann, etwas, was Schule heute dringend braucht, sagt auch Dorothea Hilliger, Professorin für Darstellendes Spiel in Braunschweig. „Indem man sich gezielt ziellos Assoziationen und Einfälle erlaubt und sich mit dem ganzen Körper emotional, intellektuell und sozial auf ein Experiment einlässt“, so Hilliger, „erforscht man mehr als ein ‚Thema‘. Man erforscht die eigenen Handlungen und Haltungen.“ Natürlich geschieht in so einem Probenprozess auch das, was sonst im Unterricht notwendig ist. Es wird fokussiert, analysiert und strukturiert. Aber ergiebig und interessant wird es erst, wenn es viel Raum für das Gegenteil gibt. Für Chaos, für Verweigerung, für das mäandernde Suchen an den Rändern. Dafür, sich selbst und die eigene Wahrnehmung ernst zu nehmen. Dramatische Texte liefern, wenn sie genutzt werden, im Darstellenden Spiel eher nur den Ausgangspunkt für eigene Erkundungen. Es geht überhaupt meist um die eigenen Dinge, um das soziale Umfeld, um Biografisches und Ortsspezifisches.

Das Darstellende Spiel ermöglicht einen eigenen Zugriff auf einen Stoff, auf ein Thema. Das ist etwas, was in der Schule nach wie vor viel zu häufig fehlt: dieser eigene Zugriff, dieses Sich-in-Beziehung-setzen-Können zu dem, was man lernt. Es ist das, worum in jeder Unterrichtsstunde neu gerungen wird, woran Lehrer regelmäßig scheitern. Selbst bei Themen, die den Schülern eigentlich nahe sein sollten.

„One, two, three, Laser“, ruft Gui Garrido, der Choreograf, im Houseclub des Theaters, und 14 Siebtklässler wuseln eilig durch die Gegend. Es war ein harter Kampf am Anfang, sie waren misstrauisch, mochten sich nicht zeigen, sich nicht bewegen, und erst recht mochten sie sich nicht gegenseitig anfassen. Vor allem die Jungen und die Mädchen wollten das gegenseitig nicht. Jetzt werfen sie sich ohne Rücksicht auf Verluste auf einen großen Haufen, verknäulen ihre Körper ineinander, rollen über den Boden. Gemeinschaft ist das Thema, an dem sie gemeinsam arbeiten. Sie haben darüber geredet, gespielt, fantasiert.

In elf Bundesländern, so auch in Berlin, wurde das Darstellende Spiel im Laufe der vergangenen rund 20 Jahre als Unterrichtsfach eingeführt. Jetzt wurde – längst überfällig – in Braunschweig ein erstes eigenes universitäres Institut eröffnet, das Institut für Performative Künste und Bildung. Wahrscheinlich wird es nicht das einzige bleiben. ←



Sieht nicht so aus, ist aber eine ernste Sache: Schüler bei der Stärkung seiner Ich-Kompetenz



Die haben gut lachen: In den meisten Schulen geben die Mädchen das Lerntempo vor

Die Revolution sind wir

Es muss nicht immer Rütli sein: Wir haben eine Schule besucht, die mal einen ganz üblen Ruf hatte. Drogen und Gewalt bestimmten dort den Alltag – heute gehört sie zu einer der beliebtesten Schulen, und Abi machen geht auch. Das zeigt: Man darf nicht aufgeben

→ Für Turgut ist diese Schule echt ein Problem. Der 15-Jährige sitzt vor dem Klassenzimmer im Flur. Er kämpft mit einem Übungsheft Englisch. Und mit seiner Motivation. „Die Schule ist auch scheiße“, grummelt er. „Muss man alles selber machen. Ist mir klar, dass ich später selbstständig arbeiten muss. In der Lehre und so. Aber ist echt anstrengend. Die zwingen einen nicht, die helfen bloß!“

Turgut gehört zu den M-Klassen. Es sind die Neunten an der Berliner Heinrich-von-Stephan-Schule. Für sie geht es um was. Bald kommt der MSA, der Mittlere Schulabschluss. Das ist die Währung, die im Kampf um Lehrstellen zählt, Reformschnickschnack hin oder her. Theoretisch kann jeder aus den 9. Klassen auch Abi machen. Das geht inzwischen an jener Hauptschule, wo in den 1980er Jahren manche Schüler mit gezücktem Messer um Grastütchen verhandelt haben. Heute geht's um MSA und Abitur. Messer helfen da nicht. Nur Motivation.

Die „Heinrich-von-Stephan – Reformpädagogische Gemeinschaftsschule“ hat es geschafft. Sie war eine grausame Hauptschule, dann entwickelte sie sich kontinuierlich über eine Haupt- und Realschule zu einer Gemeinschaftsschule. Mit Abitur. Heute gehört sie zu den gefragtesten weiterführenden Schulen Berlins. 104 Plätze vergibt sie für das kommende Schuljahr,

Entweder kapitulieren oder kämpfen

220 Bewerber wollten rein. Von den Angenommenen haben 27 eine Gymnasialempfehlung. Vor vier Jahren waren es zwei oder drei, später zehn potenzielle Abiturienten. Heute sind allein in Turguts Klasse sechs Abi-Kandidaten an Bord.

„Das ist die Mischung, die wir wollen“, sagt der Schulleiter Jens Großpietsch. Er gehört zu jenen, die das „Wunder von Moabit“ mitgeschaffen haben. So stand es mal in der „Süddeutschen Zeitung“. Dass die Heinrich-von-Stephan keine tote Schule mehr sei, sondern eine, die sich aufrichte. Die Schulleiterin hatte der Druck zuvor krankgemacht, er ging auf die Psyche. Und der Senat hatte keine neue Leitung mehr zugewiesen. Das Kollegium wusste: Entweder kapitulieren wir – oder wir kämpfen. Sie kämpften. Nahmen die Schüler ernst – und an die Kandare. Noch



Es muss ja nicht immer Bushido auf dem Poster sein:
An der Wand hängt ein Bild des Künstlers Joseph Beuys

heute gibt es die Taschenkontrollen von damals, nur wird heute weniger nach Messern gesucht als nach Mobiltelefonen.

„Mensch, Patrick, wieso bist du denn nicht an deinem Logbuch?“, ruft die Lehrerin dem jungen Kerl zu, der sich gerade aus dem Klassenzimmer davonstellen will. Patrick zieht professionell unschuldig die Schultern hoch. „Aber ich hab die Sachen doch fast fertig.“ Carolin Arlt-Gleim, das ist die Lehrerin, guckt ihn an: „Du hattest dir viel vorgenommen. Verlier dein Ziel nicht aus den Augen!“ Dann fährt sie herum, weil sich zwei ihrer schweren Jungs in einem Handgemenge verkeilen: „Verdammt Hacke, was soll das denn! Lernbüro heißt lernen und nicht ringen.“

Das Lernbüro ist das Herzstück des neuen Lernens an der Stephan-Schule. Deutsch, Mathe und Englisch werden nicht mehr unterrichtet wie früher. Frontal, 45 Minuten lang: Lehrer an alle. Lernbüro geht anders. Dort entscheiden Schü-

ler selbst, ob und wann sie Dreisatz, Englisch oder Rechtschreibung machen. Wer grad wo ist, steht im Logbuch. „Frau Arlt ist wie eine zweite Mama“, sagt Alida. Vor der Klasse verkörpert sie den Charme einer Pionierleiterin.

Arlt-Gleim ist vielleicht die Lehrerin, die für die pädagogische Bandbreite steht, welche die Stephan-Schule abdecken muss. Sie kam einst von einer freien Schule, die mit viel Kunst und finnischem Wochenplan die Verspieltheit des offenen Lernens zelebrierte. Doch hier, in einer Fünfzig-Prozent-Zuwanderer-Schule, geht individuelles, selbstständiges Lernen auch anders: härter, schroffer, disziplinierter. „Manche muss man sehr eng führen“, ergänzt der Rektor. „Sonst bedeutet Freiarbeit schnell frei von Arbeit.“

In der M-Klasse nebenan eröffnen Werner Hüffer und Kathrin Kammermeier den Tag. Ein festes Ritual. Einer der Schüler ruft „Guten Morgen“. Die Klasse antwortet

im Chor „Guten Morgen!“. Dann sagt einer, welcher Tag heute ist, wie kalt es draußen ist und was heute ansteht. Montag, der 7. Mai 2012. Besuch einer alten Dame. Margot Friedländer, 90, Holocaust-Überlebende, wird von Auschwitz erzählen. In einer Klasse voller Muslime. Zur Lockerung hilft das Morgenkreis-Ritual, an dessen Ende eine Art Kreuztanz steht. „Damit beide Hirnhälften aufwachen“, ruft Werner Hüffer schnaufend.

Was anmutet wie die schwache Blaupause eines Bootcamps, ist hier die Wiedererrichtung des Koordinatensystems. Ruhe und Konzentration strahlt der Beginn in der M4 aus. Die Jugendlichen kommen aus dem Wochenende zurück, genauer: von Partys, durchchatteten Nächten oder kleinen Gang-Kriegen draußen auf den Straßen von Charlottenburg-Nord. „Wir haben Schüler, für die ist unsere Schule so etwas wie die Rettung“, sagt einer der Lehrer. „Sie hilft ihnen aus Le-

Als die KZ-Überlebende spricht, sind alle ruhig

bens- und Wohnzuständen, die jeder von uns als unerträglich empfinden würde. Diese Schule ist für sie die Chance, in die Gesellschaft einzusteigen.“

In jeder der Klassen befinden sich fünf oder sechs Schüler, die sonst wohl eine Förderschule besuchen würden. „Für diese Schüler müssen wir täglich eigene Aufgaben konstruieren“, sagt der Klassenlehrer aus der M4. „Die Aufgaben mit den Anforderungsniveaus von Hauptschule bis Gymnasium schaffen die gar nicht. Wir müssen sie erst auf das Niveau der Hauptschule hieven. Aber das ist extrem anstrengend.“

Der 62-Jährige zieht die Stirn in Falten. Er hat seit 1975 an dieser Schule alles miterlebt. Früher die sterbende Hauptschule. Heute die Lernwerkstätten, in denen sich die Schüler Themen selbst erarbeiten. Und sie dann mit Prezi oder Powerpoint den Eltern präsentieren müssen. Den „Mittwoch im Angebot“ mit allen nur denkbaren Wahlkursen. Oder das vom SOS-Kinderdorf für dieses Projekt zur Verfügung gestellte Landbaugelände in Gatow, wo die Pubertierenden alles selber machen dürfen, vom Baumhaus bis zum Gemüsebeet. Oder jeden Tag „die bewegte Pause“. 20 Minuten Sportangebote, verpflichtend, bei

denen Hüffer die Jungs umdribbelt wie Slalomstangen.

Werner Hüffer sagt, dass das individuelle Lernen eine bessere Methode ist als das herkömmliche Belehren von vorne. „Beim Frontalunterricht haben die mich immer alle fröhlich angelächelt – aber ich wusste ja gar nicht, ob sie es können oder nicht“, berichtet er. Heute weiß er ganz genau, wer es nicht kann. Aber er weiß auch: Er kann nicht immer helfen. „Wir bräuchten ausgebildete Sonderpädagogen im Team, die Zeit haben, auf solche Fälle einzugehen.“

Zum Beispiel Aytun. Wenn er hinausgeht und sich allein vor die Heizung im Treppenhaus setzt, um dort zu arbeiten. Ein sehr gepflegter Junge, offene, wache Augen. Aber auch einer, der ganz schnell nervös und zappelig ist. Mit Aytun im Klassenraum kann das ganz schnell kippen. Er schubst Mitschüler, reißt sie mit. Als die Klasse die Zeitzeugin Margot Friedländer anhört, ist es lange mucksmäuschenstill. Die türkischen Halbstarke schlucken schwer, als sie hören, dass Friedländers Bruder „mit 17 Jahren ins Gas geschickt wurde“. Murat, ein muskulöser, sehr ernster Junge, klebt mit seinen Augen 40 Minuten lang förmlich an der älteren Dame, die erzählt, wie sich das industrielle Töten der Nazis aus der Nähe anfühlte. Nur Aytun fesselt das nicht. Nach wenigen Minuten wippt er, knetet und klatscht in die Hände. Erst als ihm eine Lehrerin beruhigend auf die Schulter klopft, wird es besser.

Der Unterschied zu früher ist: Früher waren es die schwierigen Schüler, die das Klima in der Klasse bestimmten, heute sind es die Engagierten, die im Unterricht den Ton angeben und die die Standards setzen. Die Klasse ist beim kollektiven Notenverlesen schon ein wenig weggenickt. „Lea, zwei Punkte“, sagt der Lehrer. Es dauert eine Sekunde, da schreckt die ganze Klasse hoch. „Lea – nee, das ist nicht wahr!“, ruft einer. Der Lehrer kostet seinen Gag einen Moment aus. „Lea, 15 Punkte natürlich!“ Die Kids gieren.

Was Turgut als Qual empfindet – alles selber machen zu müssen –, ist für Alida der Ansporn, mehr zu machen. „Ich kann hier selbst entscheiden, wann ich Mathe übe und wann Englisch“, sagt sie. „Das Lernbüro ist genau das Richtige. Ich arbeite und gehe nur zum Lehrer, wenn ich etwas nicht verstehe.“ Als Alida kam, hatte sie eine Realschulempfehlung. Inzwischen sind ihre Noten so weit nach oben ge-



Guter Anschluss: Dass man den Anderen hilft, ist heute eine Selbstverständlichkeit an der Heinrich-von-Stephan-Schule

schnell, dass sie eines der Mädchen sein wird, das zum ersten Abiturjahrgang gehören könnte. „Aber ich muss dranbleiben“, sagt Alida. Und setzt den Eintrag in ihrem Französischheft sehr korrekt fort.

Die Stephan-Schule ist weiterhin eine Schule derjenigen, die den Anschluss zu verlieren drohen. Aber sie ist jetzt auch eine Schule der Aufsteiger. Lea aus der M4 findet Noten wichtig und ist begierig darauf, „dass mir die Lehrer sagen, wie ich besser werden kann“. Sie hat ebenfalls eine Realschulempfehlung, aber sie will mehr. Svenja machte der Druck am Gymnasium körperlich krank. In den Projekten der Stephan-Schule ist sie die Chefin: „Ich kann selber sagen, ich will lieber Atombombe oder Inflation präsentieren.“ Sie alle wollen Schauspielerinnen werden. Und sie haben das große Ziel vor Augen: die ersten Abiturientinnen zu sein. 30 Jahre, nachdem die Lehrer der Heinrich-von-Stephan-Schule beschlossen: Wir wehren uns!

Vielleicht ja auch Patrick? Den seine Lehrerin anpfeift, wenn er schludert. „Ich hätte an 'ne Schule gehen können, wo man den Mofa-Führerschein macht“, erzählt er. „Mofafahren! Aber ich wollte hierher. Weil der Lernstand besser ist.“ Patrick redet nicht gerne über sein Zuhause. Krach mit dem Vater. Lieber darüber: „Ich schreibe meine eigenen Texte. Stehen bei Yuppie.de.“ Er leuchtet, will nicht genau verraten, wo. „Hab Angst vor Raubkopierern.“ Als jemand was von Gymnasium sagt, macht er: „Boah, Gynasium, das wär auch cool.“

Sie werden Patrick verraten müssen, dass er das Abi auch hier haben kann. Hier in seiner Schule. ←

„Leider wollen Eltern immer nur das Beste für ihr Kind“

Nachdem ihm ein ehemaliger Mitschüler im Park Drogen verkaufen wollte, machte sich Patrick Bauer auf die Suche nach den anderen aus seiner Klasse. Einfach um mal zu sehen, warum aus manchen nichts wurde und aus anderen doch

Interview: Fabian Dietrich

Patrick, du bist mittlerweile Ende zwanzig. Waren deine Jahre auf einer Grundschule in Berlin-Kreuzberg so prägend für dein weiteres Leben, dass du ein Buch darüber schreiben wolltest?

Tatsächlich habe ich erst, als ich in München lebte, gemerkt, dass meine Schulzeit in Berlin vielleicht etwas Besonderes war. Ich wurde oft gefragt: Und? Wie war das so in Kreuzberg? Man hört ja so viel Schlimmes, da soll es ja so viele Ausländer und Deutschenfeindlichkeit geben ...

Warum hast du dann nicht ein Buch übers Gymnasium geschrieben, sondern über die Grundschule?

Weil die Klasse auf dem Gymnasium schon deutlich weniger interessant gemischt war. Da hatte es sich schon klarer nach der sozialen und ethnischen Herkunft der Schüler getrennt.

Wie viele Kinder nichtdeutscher Herkunftssprache, also ndH, wie es ja offiziell heißt, waren denn damals in deiner Grundschulklasse?

Etwa die Hälfte unserer Klasse kam aus Migrantenfamilien.

An vielen Stellen deines Buches hat man beim Lesen das Gefühl, dass das Schicksal deiner Mitschüler schon festgeschrieben war, bevor sie eingeschult wurden. Wie viel Einfluss hat die Schule eigentlich auf den Weg der Menschen?



Ein Bild aus ungewissen Tagen: Nach dem Abi geht meist jeder seiner Wege, und beim nächsten Klassentreffen ist man dann ziemlich erstaunt, was aus manchem geworden ist. Im Positiven wie im Negativen

Schule kann im Zweifel viel kaputt machen, aber leider wenig aufbauen, wenn gar nichts vorhanden ist. Bei meinem ehemaligen Mitschüler Sven würde ich zum Beispiel sagen, war schon früh klar, wohin sein Weg geht. Seine Eltern sind Deutsche, trotzdem ist er heute am wenigsten in die Umgebung integriert, in der er lebt. Der wurde immer nur durchgereicht und hängt heute Bier trinkend und auf Bio-Lebensmittel schimpfend in einer totsanierten Markthalle rum. Entweder man hat Glück und bekommt von den Eltern so viele Voraussetzungen mit, dass man in der Schule keine Probleme hat, sich das anzueignen, was auf dem Lehrplan steht. Oder, und so ging es leider vielen Mitschülern, man kommt in der Schule nicht mal bei den Grundlagen mit.

Beim Joggen im Park wurdest du von einem ehemaligen Mitschüler angesprochen, der dir Drogen verkaufen wollte ...

Ja, von Ahmed. Ich war einfach neugierig, was die Leute in den letzten 20 Jahren eigentlich gemacht und erlebt haben. Erst mit der Zeit kristallisierte sich raus, welche übergeordneten Themen für das Buch eine Rolle spielten. Ich war zum Beispiel überrascht, wie viele meiner ehemaligen Mitschüler noch oder wieder zu Hause wohnen. Immerhin sind die ja jetzt auch Ende zwanzig. Die Verdrängung aus dem Viertel durch hohe Mieten war bei fast allen ein Thema, weil die meisten bis heute überzeugte Kreuzberger sind.

„Ich war überrascht, dass meine Schule ein so gruseliger Klotz ist“

Wie war es denn, an deine alte Schule zurückzukehren? War es wirklich so finster, wie du es beschreibst?

Ich war überrascht, dass meine Schule so ein gruseliger Klotz ist. So hatte ich es eigentlich gar nicht in Erinnerung. Ich hatte sofort Beklemmungen, als ich da drin war. Interessant war, dass so viele Lehrer immer noch unterrichten, weil sie zu meiner Zeit sehr jung waren. Die haben diese gesamtgesellschaftliche Entwicklung, die unsere Schulen gemacht haben, verwalten müssen und mit angesehen, wie der Anteil der Schüler aus Migrantenfamilien und sozial benachteiligten Familien stetig gestiegen ist, während die Kinder aus Akademikerfamilien in anderen Vierteln eingeschult wurden.

Zugespitzt gefragt: Sind Lehrer eher Täter oder Opfer eines schlechten Bildungssystems?

Opfer. Die Lehrer wurden alleingelassen. Passiv wurden sie oft zu Tätern gemacht, weil sie nicht anders konnten, als dieses Aussehen der Schüler mitzumachen. Ich habe aber auch sehr hoffnungsvolle Begegnungen erlebt. Die aktuelle Rektorin meiner Schule sagt zum Beispiel: „Mir ist es egal, wo die Kinder herkommen, ich will ihnen einfach eine gute Schulzeit ermöglichen.“ Das halte ich eigentlich für eine ganz erfrischende Haltung in diesem Wettbewerb der Grundschulen um die besten Schüler und die besten Eltern, den es mittlerweile leider gibt. Da wollte sie einfach nicht mitmachen.

Einer deiner ehemaligen Mitschüler, ein Deutsch-Iraner namens Julian, sagte dir, Iraner seien „leistungsorientierter“ als

Araber oder Türken. Spielen Nationalitäten denn eine Rolle dafür, wie gut oder schlecht jemand lernt?

Wenn man genau hinschaut, merkt man, dass vieles am Elternhaus liegt. Iranische Einwanderer waren meistens Akademiker, politische Flüchtlinge mit einem höheren Bildungsanspruch. Die klassischen Gastarbeiter aus der Türkei waren eben sozial benachteiligt, verdienten weniger und hatten auch oft weniger Zeit, sich um die Schulbildung ihrer Kinder zu kümmern.

Neigen Eltern zu Rassismus, wenn es um die Auswahl der Schule für ihre Kinder geht?

Ja, total. Das kommt leider daher, dass Eltern immer nur das Beste für ihr Kind wollen. Die Fürsorge ist oft stärker als die politische Vernunft. Es hat mich zum Beispiel schockiert, als ich erfahren habe, dass ein Bekannter von mir, der als Journalist arbeitet und sich für sehr weltoffen hält, die vermeintlich ausländischen Schüler auf Klassenfotos zählte, weil die Schule, auf die sein Kind gehen sollte, ihm keine Statistik über nichtdeutsche Kinder geben wollte.

Würdest du denn deinen eigenen Sohn auf die Rütli-Schule gehen lassen?

Wahrscheinlich schon. Die ist mittlerweile vermutlich eine der Schulen mit der besten Ausstattung Berlins! Aber auch wenn ich es ablehne, Schulen nach der Herkunft der Eltern auszuwählen, würde ich mein Kind nicht auf eine Schule schicken, an der es Probleme gibt, weil es eine schlechte soziale Mischung der Schüler gibt. Ich bin der Meinung, dass sich am System etwas ändern muss.

Und zwar was?

In Rheinland-Pfalz und anderen Bundesländern gibt es zum Beispiel einen ganz klaren Schlüssel. Dort, wo man wohnt, bringt man sein Kind auch zur Schule. Punkt. Wenn es in Berlin auch so wäre, hätten die meisten Schulen viel geringere Probleme. Die Freiheit zur Wahl wurde in Berlin in den letzten Jahren sogar noch gelockert. Das hat dazu geführt, dass die Eltern sich regelrecht um die Plätze an den „noch guten Schulen“ im Stadtgebiet bekriegen. Aber wie man in Hamburg beim gescheiterten Volksentscheid für eine Schulreform gesehen hat, gibt es leider eine starke politische Lobby aus der Mittelschicht, die Angst hat, dass ihre Kinder gemeinsam mit den Verliererkindern lernen müssen. Ich hoffe, dass es in Zukunft keine Schulen mehr bei uns gibt, die so schlecht sind, dass niemand sein Kind draufschicken will.

Aus Patrick Bauer ist auch was geworden: Ab Herbst leitet er die Zeitschrift „NEON“. Sein Buch heißt „Die Parallelklasse. Ahmed, ich und die anderen – Die Lüge von der Chancengleichheit“ und ist bei Luchterhand erschienen; 14,90 Euro

Hörsaal im Netz:
Wie E-Learning die
deutschen Universitäten
verändert
fluter.de/bildung



Die Sklaven vom Campus



Mit ihren Football- oder Basketballteams verdienen die Colleges in den USA Milliarden – nur die Studenten sehen keinen Cent davon

Text: Lars Jensen

→ Das Happy Valley ist ein Tal in den Wäldern Pennsylvanias, zwei Autostunden entfernt von der nächsten Großstadt – Pittsburgh –, und dieses Tal trägt seinen Namen, weil hier die Studenten des State College of Pennsylvania lernen. Angeblich besonders glückliche Studenten, denn Penn State beheimatet eines der erfolgreichsten College-Footballteams der USA. Die Nittany Lions spielen fast jedes Jahr um den Titel, und nichts macht die Menschen im Happy Valley glücklicher als ein Sieg ihrer Footballer. Sie campen Wochen vor Saisonbeginn am Beaver Stadium, um eines der knapp 110.000 Tickets zu ergattern, die es für jedes Heimspiel gibt; wenn das Fernsehen ein Spiel am Wochentag ansetzt, schließt die Uni mittags ihre Pforten, um den Verkehr bewältigen zu können. All die jungen, glücklichen Menschen auf dem riesigen Campus des University Park: Sie tragen ihre Mützen, Shirts, Hosen, Taschen mit dem Logo der Nittany Lions wie Schlachtenbummler auf dem Weg zum Stadion. Nur finden an diesem Tag im Mai keine Spiele statt, sondern nur Vorlesungen.

Die Studenten von Penn State sind sportverrückt, aber nicht sportverrückter als die Schüler an anderen Hochschulen. Dieser Fanatismus erreichte in den vergangenen Jahren einen Grad, den Professoren, Schulleiter, Politiker und sogar viele Schüler als absurd empfinden: Es gibt amerikanische Studenten, die die Universität nicht nach ihrer akademischen Qualität auswählen, sondern nach der Sympathie fürs Sportteam.

Seit Neuestem diskutiert das Land darüber, wie es weitergehen soll. „Zum ersten Mal entwickelt sich ein nationaler Diskurs“, sagt William E. Kirwan, Kanzler der University of Maryland und Vorsitzender einer Untersuchungskommission, die sich mit dem Collegiesport beschäftigt. „Wir haben einen Punkt erreicht, an dem der Sport die Integrität unserer Bildungsorganisationen unterminiert und alle Beteiligten von ihren eigentlichen Aufgaben ablenkt.“ Die sogenannte Knight Commission behandelt viele Fragen: Dürfen Hochschulen Millionen verdienen mit Sportlern, die wegen ihres Status als „Student-Athlete“ nicht mal ein warmes Mittagessen als Geschenk annehmen dürfen? Zerstört die Fankultur jede andere Form von Campuskultur? Was tun mit den Tausenden „Student-Athletes“, denen die Unis wegen ihres sportlichen Talents Stipendien andienen, sie aber gar nicht ausbilden? Zwar müssen die Sportler offiziell die gleichen Anforderungen erfüllen wie andere Studenten, aber in der Realität werden die Testergebnisse manipuliert. Denn die meisten Spitzensportler bringen keine akademischen Voraussetzungen mit. Daher landen viele mit 22 Jahren auf der Straße, weil nur etwa einer von 100 Sportlern der Unis einen Vertrag in den Profiligen NFL (Football) oder NBA (Basketball) oder NHL (Eishockey) ergattert.

In der National Collegiate Athletic Association (NCAA) sind 1.300 Universitäten organisiert, die Sportler unter professionellen Bedingungen in Dutzenden Disziplinen trainieren. Randsportarten wie Lacrosse, Fußball, Rudern oder Leichtathletik bringen Weltklasseathleten hervor, doch das Geld verdienen die Schulen



Der Preis ist heiß: Die Studiengebühren für Colleges und Universitäten betragen pro Jahr zwischen einigen Tausend und über 40.000 Dollar

fast ausschließlich mit zwei Sportarten: Football und Basketball. Allein die zwölf in der Southeastern Conference spielenden Teams – darunter Louisiana, Alabama, Florida – setzten 2011 mit Tickets, Lizenzen, Merchandising und Ähnlichem über eine Milliarde Dollar um. Jedes dieser Teams spielt in Stadien, die mehr als 90.000 Zuschauer fassen.

Die Fernsehrechte für das Basketballturnier der besten Teams vermarktete die NCAA von 2010 bis 2024 für insgesamt knapp elf Milliarden Dollar. Fernsehkonzerne zahlen diese Summen ohne zu zögern, denn die Spitzenspiele der Collegiesaison erzielen höhere Einschaltquoten als die Profiligen. Das letzte Final-Four-Turnier der Basketballer, „March Madness“ genannt, sahen bis zu 100 Millionen Zuschauer, während bei den Finalspielen der NBA kaum 30 Millionen einschalten. Die Amerikaner lieben es, den jungen, hungrigen Athleten beim Wettkampf zuzuschauen.

Geschätzte 1.600 Collegiespiele überträgt das Fernsehen live. Eine Bundesligasaison in Deutschland, zum Vergleich, dauert 306 Spiele. Die Universitäten konkurrieren um die besten Sendeplätze, denn nichts steigert den Bekanntheitsgrad so sehr wie ein Liveauftritt etwa im „College GameDay“ auf dem Sportkanal ESPN. Barbara Rupp, an der University of Missouri zuständig für die Rekrutierung neuer Studenten, sagt: „Nachdem wir dort einmal gezeigt wurden, kannten die Bewerber unseren Spitznamen sogar in Chicago: Mizzou.“

Wie viel genau der Collegiesport umsetzt, ist kaum nachzuvollziehen, denn die NCAA veröffentlicht nur unvollständige Zahlen. Das System ist so kompliziert, dass Außenstehende nicht erkennen können, wie hoch die Einnahmen sind und an wen die NCAA die Profite ausschüttet. Ihr neuer Zentralpalast in India-

napolis inklusive Hubschrauberlandeplatz und Arena mit 50.000 Plätzen deutet darauf hin, dass genug hängen bleibt. Durchschnittlich zwei Millionen Dollar pro Jahr verdient jeder der Football-Coaches der 100 führenden Colleges; manche haben einen Privatjet – nur bei den Sportlern kommt kein Cent an.

Die NCAA erkannte früh, wie sie sich vor den Forderungen der Sportler schützen konnte, indem sie sie zu Amateuren erklärte. Den Begriff „Student-Athlete“ erfanden die Anwälte der NCAA in den fünfziger Jahren, als die Witwe eines tödlich verunglückten Footballers auf Schadenersatz klagte. Die NCAA erklärte, der Spieler sei kein Angestellter der Schule, denn er habe nie ein Einkommen versteuert, er sei bei der Ausübung seines Hobbys gestorben, denn er war lediglich ein „Student-Athlete“. Colorados Supreme Court gab der NCAA Recht und schuf einen Präzedenzfall, der bis heute gültig ist. Wer sich verletzt, ist selber schuld.

Wer beim Tätowierer Autogramme gegen Tattoos tauscht, fliegt raus

In seinem Artikel „The Shame of College Sports“ für das Magazin „the Atlantic“ beschreibt der Historiker und Bürgerrechtsexperte Taylor Branch die NCAA als mafioses Kartell, das die Sportler mit Knebelverträgen entrechtet. „Schauen Sie, wie viel Geld wir mit diesen meist schwarzen armen Jugendlichen verdienen“, erklärt Louisianas langjähriger Basketballcoach Dale Brown in dem Buch „Wir sind moderne Sklaventreiber“.

Tatsächlich zwingt die NCAA jeden Spieler, die Rechte an seinen sportlichen Leistungen auf Lebenszeit abzutreten. Wenn zum Beispiel das Computerspiel „NCAA Basketball“ millionenfach verkauft wird, benutzt der Produzent Bilder von aktuellen Spielern, ohne dass die ein Anrecht auf Teile der Erlöse haben.

Beim kleinsten Vergehen jedoch müssen Athleten büßen. In Columbus, Ohio, sperrte die NCAA einige Basketballer, die bei einem Tätowierer Autogramme gegen Tattoos tauschten; in Miami wurden über 70 Footballer bestraft, weil sie Zuwendungen eines Sponsors angenommen hatten; A. J. Green aus Georgia verkaufte sein Trikot, um einen Frühjahrsurlaub zu bezahlen. Die NCAA zog ihn für vier Spiele aus dem Verkehr – die Universität

durfte das Trikot mit seinem Namen aber weiterhin für 40 Dollar verkaufen. „Viele Spieler verlassen ihre Schule vorzeitig, weil ihr Stipendium nach jeder Saison erneuert werden muss“, sagt Stuart Paynter, ein Anwalt, der sich auf NCAA-Fälle spezialisiert hat.

Penn State war jahrzehntelang Vorreiter in der Kommerzialisierung des Collegesports und befeuerte die Debatte über die Auswüchse mit einem weiteren Skandal: Es war herausgekommen, dass Assistenztrainer Mike McQueary bereits 2002 seinen Kollegen Jerry Sandusky dabei beobachtet hatte, wie er in der Dusche einen Minderjährigen vergewaltigte. McQueary benachrichtigte den Cheftrainer Joe Paterno, der den Uni-Präsidenten Graham Spanier alarmierte. Doch weder Spanier noch Paterno hielten es für notwendig, die Polizei einzuschalten. Sie verwarnten Sandusky lediglich und nahmen ihm die Schlüssel für die Dusche weg. Schließlich war Sandusky ein begehrter Defense-Coach, Autor mehrerer Footballbücher, persönlich vom ehemaligen US-Präsidenten George H. W. Bush belobigt.

2008 gelang es der Mutter eines Opfers endlich, Ermittlungen durch die Polizei auszulösen. Sandusky wurde nach deren Abschluss der Misshandlung in 40 Fällen angeklagt, die zum Teil viele Jahre zurückreichten. Wie war es möglich, dass die Führung von Penn State diesen Mann jahrelang gewähren ließ? Ganz einfach: Niemand wollte das Profitcenter Football in Verruf bringen.

Innerhalb von Tagen war der Name Sandusky im Lande so bekannt wie die Namen bin Laden oder Hussein. Die „New York Times“ verglich Penn State mit der katholischen Kirche, in der „eine patriarchalische Hierarchie pädophile Verbrechen deckt, um den Wert ihrer Marke zu schützen“.

In diesem Klima, das von der Gier der Schulfunktionäre und der Furcht der Sportler geprägt ist, konnte Coach Sandusky in Penn State operieren, ohne fürchten zu müssen, von einem Opfer entlarvt zu werden. Am Eingang des Beaver Stadium errichtete die Schule ein Denkmal für Cheftrainer Joe Paterno. Dort steht er in Bronze gegossen, mit legendär schlecht sitzendem Jackett, Hochwasserhose, Kassengestell-Brille. Auf einer Wand dahinter sein Ausspruch: „Ich hoffe, dass sie nach meinem Tod von mir sagen werden, ich hätte Penn State zu einem besseren Ort gemacht. Nicht, dass ich ein guter Footballtrainer war.“ Es wird wohl genau so kommen, wie er es nicht wollte. ←



PISA

Das waren noch ruhige Zeiten, als Pisa nur eine schöne toskanische Stadt am Ligurischen Meer mit einem merkwürdig schiefen Turm war – und das deutsche Schulsystem weltweit einen guten Ruf hatte. Doch dann kam im Jahr 2000 der sogenannte PISA-Schock, und plötzlich stand der Name für einen internationalen Leistungsvergleich von Schulen, bei dem Deutschland nur im Mittelfeld landete. Seit zwölf Jahren wird bei den PISA-Untersuchungen (Programme for International Student Assessment) alle drei Jahre der Leistungsstand von 15-jährigen Schülern untersucht. Nach den durchwachsenen Ergebnissen wurde in Deutschland viel darüber diskutiert, was man sich von den führenden Ländern wie Finnland, Japan oder Kanada abschauen kann. Mittlerweile haben sich die PISA-Ergebnisse stark verbessert. In Mathe kletterte Deutschland vom 20ten Rang (2000) auf den 16ten (2009), in Naturwissenschaften auf den 13ten Rang. Na, geht doch.

Wer ist hier der Spasti?

Hier erzählen ein Behinderter und ein Nichtbehinderter, was sie in einer integrierten Schulklasse erlebt haben und warum dieses Modell gut für alle sein kann

Text: Fabian Dietrich

Raul Krauthausen, 31, App-Entwickler und Aktivist

→ Ich bin in Südamerika geboren, mein Vater ist Peruaner, und meine Mutter ist Deutsche. Seit ich denken kann, saß ich wegen meiner Glasknochenkrankheit im Rollstuhl. Als klar war, dass ich behindert sein werde, meinten meine Eltern, es wäre besser, wenn ich in Deutschland aufwache. Heute gibt es immer mehr Klassen, in denen Behinderte und Nichtbehinderte gemeinsam lernen, aber damals existierten solche Modelle kaum. Meine Mutter fand aber einen Kinderladen für mich, das Kinderhaus. Ab dem Zeitpunkt wusste sie auch, wo ich später meinen Schulabschluss machen werde. Es sind immer wieder mal Kinder weggegangen, aber im Grunde waren wir bis zur siebten Klasse zusammen. Außer mir gab es noch ein geistig behindertes Kind und ein Kind mit einer Lernbehinderung, wir hatten einen zusätzlichen Lehrer, der sich um uns kümmern konnte. Seit meinem dritten Lebensjahr war es für mich normal, mit Nichtbehinderten zusammen zu sein. Ich habe auch keine direkte Diskriminierung erfahren, war relativ gut integriert, es gab keine bewusste Ausgrenzung. Mir wurde eigentlich erst in der vierten oder fünften Klasse bewusst, dass ich anders als die anderen Kinder war, und zwar, als wir im Sportunterricht statt Ballfangen auf einmal Fußball spielten. Es gibt einfach Sachen, die mit dem Rollstuhl nicht so geil sind. Wandertage mit Schlittschuhlaufen zum Beispiel, Sportunterricht, Klassenfahrten oder Kuschelpartys. Da habe ich gemerkt, dass ich nicht richtig mithalten kann. Die Lehrer kamen dann auf Verlegenheitslösungen. Nach dem Motto: Wenn die anderen 100-Meter-Lauf machen, dann darf Raul die Zeit stoppen. Ich dachte mir nur die ganze Zeit: Fick dich, ich will irgendwas anderes machen. Irgendwann wurde ich zum Glück vom Sport befreit.

Hanno Dietrich, 30, Psychologe

→ Ich bin in Hamburg aufgewachsen und habe ab der ersten Klasse gemeinsam mit Behinderten gelernt. Das war natürlich die Entscheidung meiner Eltern. Sie hatten sich dieses Modell ausgesucht, weil sie fanden, dass meine Schwester und ich so bestimmte soziale Kompetenzen vermittelt bekommen.

Wir hatten insgesamt drei Behinderte in der Klasse. Johnny war Spastiker, der ist immer auf Zehenspitzen gegangen, weil er verkürzte Achillessehnen hatte. Auch seine Hände waren so ein bisschen beeinträchtigt. Bei den anderen beiden hat man es nicht so stark gesehen. Martin war Autist, aber das habe ich eigentlich erst später mitbekommen. Er redete manchmal ein bisschen wirres Zeug, sang irgendwelche Kinderlieder, und ab und an flatterte er so mit den Händen, wenn er sich freute. Sobald es ihm in unserer Klasse zu viel wurde, kam er in eine reizärmere Umgebung, einen Nebenraum, wo er dann alleine spielen konnte. Und dann gab es da auch noch Mesut. Er hatte eine geistige Behinderung, war verhaltensauffällig, aggressiv und minderintelligent.



Manchmal war meine Behinderung aber auch ein Vorteil. Ich musste zum Beispiel keinen Pausendienst machen. In der siebten oder achten Klasse habe ich es auch mal regelrecht ausgenutzt, im Rollstuhl zu sitzen. Wir mussten bei einer Klassenarbeit in Englisch einen Brief an einen imaginären Freund schreiben. Ich wusste, dass die Englischlehrerin ein bisschen sensibel war, und dann dachte ich: Okay, ich hol mir die Eins, und lieferte eine supertraurige Geschichte ab, die frei erfunden war. Es ging natürlich darum, wie sehr ich unter meiner Behinderung leide. Ich habe geschrieben, dass ich manchmal aus dem Fenster schaue und gerne mit den anderen Fußball spielen würde, aber nicht raus kann, weil mein Arm mal wieder gebrochen ist. Völliger Scheiß. Nach zwei Wochen bekam ich die Arbeit zurück, natürlich war es eine Eins mit Stern. Was ich aber nicht bedacht hatte, war, dass der Klassenbeste immer seine Arbeit vorlesen musste. Das war ausgleichende Gerechtigkeit. Als ich vorlas, wussten alle bis auf die Lehrerin, dass ich gelogen hatte. Ich kann mir nicht vorstellen, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich wie so viele andere auf einer Förderschule gelandet wäre. Ich hatte immer tierisch Angst davor.

Meine Mutter hat mal als Ärztin in so einer Einrichtung gearbeitet. Die Lehrer, die ich da getroffen habe, waren zwar engagiert, aber sie haben die Schüler zum Teil überbehütet. Man muss Menschen mit Behinderung auch dadurch fördern, dass man ihnen ab und zu in den Arsch tritt. Ich habe da zum Beispiel ein Mädchen kennengelernt, das gerade seinen Abschluss machte und sich an der Filmhochschule bewerben wollte. Der Film, den sie mir zeigte, war aber so schlecht, dass mir völlig klar war, warum sie später permanent von der Hochschule abgelehnt wurde. Nicht mal der Ton war synchron. Aber das hat ihr eben niemand gesagt. Das passiert in solchen Systemen, in denen Behinderte unter sich sind: Man verliert die Messlatte.

„Man muss Menschen mit Behinderung auch mal in den Arsch treten“

Eine Sache habe ich aber in meiner integrierten Schulklasse nicht gelernt: mich mal ein bisschen zu entspannen. Ich verausgabte mich permanent zu 120 Prozent, um mit denen mitzuhalten, die nicht behindert waren. Erst ab der elften Klasse habe ich beim Schulrat beantragt, dass ich mehr Zeit für Klausuren kriege als die anderen, weil meine Hände und Arme einfach kürzer sind und deswegen das Schreiben auch schwerer ist.

Für mein Selbstbewusstsein war es aber sehr gut, in einer integrativen Klasse zu sein. Ich hatte bis zu meinem Vordiplom an der Uni keine behinderten Freunde. Die Schule hat mich voll ausgefüllt, meine Freunde haben mich voll ausgefüllt.

Ich bin erst mal der Ansicht, man sollte alle Förderschulen abschaffen und dann mal gucken, ob diese nicht inkludierbaren Menschen überhaupt existieren. Wer den Erhalt dieser Schulen unterstützt, ist zu faul, darüber nachzudenken, welche Alternativen es gibt. Ich glaube, dass auch ein schwerst mehrfach behindertes Kind ein Recht darauf hat, nichtbehinderte Menschen zu sehen und zu treffen. Und auch Nichtbehinderte haben das Recht, schwerst mehrfach behinderte Menschen zu sehen. Niemand will in Watte gepackt werden. Auch ein behindertes Kind muss mal Frust aushalten, so wie alle anderen auch. ←

Wir hatten zwei, manchmal auch drei Lehrer, einer kümmerte sich immer speziell um die Behinderten. Mit Martin verstand ich mich besonders gut, wir waren befreundet. Ich lud ihn damals zum Kindergeburtstag ein und er mich auch. Natürlich war es nicht immer ganz einfach. Auf dem Pausenhof gab es schon ab und zu blöde Sprüche. Johnny war kognitiv am reifsten, der hat am meisten unter Beleidigungen gelitten. Meistens hat der Rest der Klasse es aber gut aufgefangen, wenn ein Nichtbehinderter einen Behinderten blöd angemacht hat. Normalerweise bin ich oder ein anderer aus der Klasse dazwischengegangen.

Öfter wurden wir aber auch als Ganzes von Schülern aus anderen Klassen angegriffen, in denen es keine Behinderten gab. Wir wurden als Behindertenklasse verspottet. Für mich war das aber

„Wir wurden als Behindertenklasse verspottet“

nicht schlimm, im Gegenteil: Das hat unseren Zusammenhalt nur noch verstärkt. Und von den Leistungen war unsere Klasse sowieso eine der besten. Gestört oder aufgehalten haben die Behinderten uns eigentlich so gut wie nie. Na ja, beim Fußballspielen war es schon manchmal ein bisschen schwierig, und es hat schon mal genervt, wenn Mesut den Ball weggekickt hat.

Ich denke, dass ich auch viel von den Behinderten gelernt habe. Ich kann Heterogenität und das Andersartige von Menschen besser akzeptieren. Ich habe kapiert, dass jeder sein eigenes Arbeitstempo hat, seine Stärken und Schwächen und genauso viel wert ist wie der andere Mensch. Behinderte wollen kein Mitleid, sondern einfach nur integriert sein. Für mich ist der Umgang mit ihnen seit meiner Schulzeit völlig selbstverständlich. Ich finde, integrierte Schulklassen sind ein gutes Modell, aber auch Förderschulen haben ihre Berechtigung. In Baden-Württemberg, wo ich lebe, können alle Eltern ihre Kinder in eine normale Schulklasse geben, aber sicher ist es bei manchen Schülern auch sinnvoll, wenn sie auf eine Förderschule kommen, weil sie da intensiver betreut werden können und ausgebildetes Fachpersonal haben. Sonderpädagogen können sie einfach besser unterstützen als Lehrer, die unter Umständen noch nie mit Behinderten gearbeitet haben.

Leider habe ich nach der siebten Klasse, in der wir uns spezialisieren mussten, allmählich den Kontakt zu den Behinderten verloren. Von Mesut weiß ich noch, dass er später in einer Autowerkstatt von Verwandten oder Bekannten gearbeitet hat. Von Martin habe ich erfahren, dass er in einem betreuten Wohnprojekt lebte. Und bei Johnny bin ich mir sicher, dass er seinen Hauptschulabschluss gekriegt hat. ←

Systemstart:
Open Educational
Resources könnten das
Ende des Schulbuchs
bedeuten
fluter.de/bildung

Big Business

Milliarden sollen in Zukunft mit Bildung zu verdienen sein: kein Wunder, dass Privatunternehmen in das Geschäft mit Schulen, Nachhilfe oder Unterrichtsmaterialien drängen. Manchmal auf Kosten der Unabhängigkeit

Text: Thomas Schuler

Illustration: Jindrich Novotny

→ Manfred Faber, 55, hat mehr als 20 Jahre Berufserfahrung als Fachlehrer für Mathematik und Physik. Er hat Schüler von der 1. bis zur 10. Klasse unterrichtet – „in allen Fächern außer Englisch und Sport“, wie er

sagt, auch Sonderschüler, und er erinnert sich noch gut an die ersten Begegnungen mit

der Bertelsmann Stiftung vor rund zehn Jahren. Zwei „freundliche, kompetente Damen“ hätten sich als Beraterinnen angeboten. Er und seine Kollegen waren froh, dass sie mit ihnen über ihre Arbeitsüberlastung reden konnten. „Sie gaben uns Orientierung, wie wir untereinander und mit unseren Schülern umgehen sollen.“ Zwei Jahre dauerte das Coaching im Zuge eines Projektes für „Gute gesunde Schule“, an dem sich in Berlin die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft und gut ein Dutzend Schulen beteiligten.

Seinen wirklichen Namen möchte Faber nicht gedruckt sehen, weil die Behörden ihn zur Verschwiegenheit verpflichtet haben. Zudem seien die Aktivitäten der Stiftung ein heikles Thema unter Kollegen. Es gäbe viele Fragen: Wieso macht die Stiftung das? Nur aus Interesse am Gemeinwohl? Ihr Geld kommt schließlich vom Medienunternehmen Bertelsmann, dem der Verlag Gruner + Jahr („Stern“, „Neon“) gehört, aber auch der Privatsender RTL, der eher wenig mit Bildung am Hut hat.

Auch Lehrer Faber hat so seine Fragen: Wozu die vielen Bewertungsbögen? Was steckt hinter den Schlagworten „Soft Skills“, „Effizienz“ und „Evaluierung“? Wieso werden Daten nicht von den Behörden, sondern mittels einer maßgeblich von der Bertelsmann Stiftung entwickelten Software ausgewertet, und was machen sie mit all den Informationen über Unterrichtsklima und -verlauf, obwohl sie nur ein Projekt zur „Guten gesunden Schule“ betreuen?

Andere sind unkritischer – gerade in Zeiten, in denen am Bildungsetat gespart und Schulen mehr Effizienz abverlangt wird. Jedenfalls kommt die Stiftung bei Behörden und Ministerien mit ihren Rezepten gut an: Hunderte Schulen aus allen Bundesländern lassen Schulleiter und Lehrer mittlerweile durch die Stiftung coachen und haben sich im Gegenzug verpflichtet, ihren Unterricht mithilfe eines computergestützten Bewertungssystems

selbst zu bewerten. Schüler, Lehrer und Eltern füllen Fragebögen aus, die Daten daraus landen bei der Stiftung.

Vordergründig organisiert sie harmlose Projekte wie „Gute gesunde Schule“ und „Musikalische Grundschule“, veröffentlicht einen „Lernatlas“ und andere Studien und Umfragen zu Bildungsthemen oder tritt für sozial verträglich klingende Ziele wie die Abschaffung der Sonderschulen und gemeinsamen Unterricht mit Behinderten ein. Doch eigentlich, sagt Manfred Faber, sammle sie Daten: „Mehr Daten als die Schulbehörden und die Kultusministerien zusammen.“ Der Fragebogen für Lehrer umfasst 145 Fragen auf 22 Seiten, für Schüler ab der 7. Klasse 96 Fragen auf 16 Seiten und für Schüler bis zur 6. Klasse und Eltern jeweils 70 Fragen auf 14 beziehungsweise 10 Seiten. Jede Frage umfasst bis zu 8 Unterfragen. Faber empfand viele Fragen als unwissenschaftlich und die Kontrolle als lästig. Die Stiftung versichert, dass die Daten den Schulen gehören, außerdem seien keine Rückschlüsse auf einzelne Schulen möglich. Die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) hat dennoch Bedenken, weil die Stiftung sich vor 2008 angeblich vertraglich zusichern ließ,

Die Gewerkschaft bemängelt, dass der Einfluss privater Unternehmen zu groß wird

dass sie die Daten auch anderweitig nutzen kann. Wozu? Dazu gibt die Stiftung keine Auskunft. Sie betont allerdings, dass sie heute keine Nutzungsrechte an den Daten der Schulen besitze.

„Die Grenzen zwischen Staat und Markt, zwischen Öffentlichem und Privatem, zwischen neutralem Bildungsauftrag und privatwirtschaftlicher Indienstnahme sind fließender und löchriger, als es auf den ersten Blick scheint“, kritisiert die GEW in ihren regelmäßig erscheinenden Berichten zur Privatisierung des Bildungswesens. Dabei sei die Schule der Sektor, der am meisten dem Staat und dem Grundgesetz verpflichtet sei. Doch das grundgesetzliche Gebot der Neutralität und Chancengleichheit vertrage sich nicht mit Gebühren, Marktinteressen oder Kommerz.

Es gibt mittlerweile einige gemeinnützige Stiftungen privater Unternehmen, die



sich um Bildungsbelange kümmern: die Robert Bosch Stiftung, die Mercator-Stiftung, die Herbert Quandt-Stiftung, die Deutsche Bank Stiftung, die Telekom Stiftung, die Vodafone Stiftung oder die Stiftung des Haribo-Unternehmers Hans Riegel. Aber keine davon hat so viel Einfluss auf die Bildungspolitik wie die Bertelsmann Stiftung aus Gütersloh.

Die besitzt mittlerweile (zusammen mit der Stiftung zur Förderung der Hochschulrektorenkonferenz) eigene Tochterinstitute wie das Centrum für Hochschulentwicklung (CHE), mit dem sie einzelne Universitäten und die Kultusministerien der Bundesländer berät und ein beliebtes Ranking der Universitäten erstellt. Mit ihm bestimmt sie, welche Hochschulen starken Zulauf an Studenten und Geldmitteln erhalten.

Aus dem Schuldirektor könnte so eine Art Manager werden

Die GEW beschreibt die Bertelsmann Stiftung als Sphinx mit zwei Gesichtern: als „Dienerin der Gesellschaft und als trojanisches Pferd der neoliberalen Privatisierer“. Die Gewerkschaft hat 2009 beschlossen, nicht mehr mit der Stiftung zu kooperieren, weil die Ziele der Stiftung „nicht mit denen der GEW vereinbar“ seien. Während die GEW von Staatlichkeit, Steuerfinanzierung und Demokratie geprägt sei, gehe es Bertelsmann um Wettbewerb, Markt, Effizienz und Effektivität.

In Deutschland würde die Bertelsmann Stiftung gerne den Beamtenstatus der Lehrer abschaffen und ihre Arbeitsverträge flexibler gestalten. Damit stünde Bertelsmann und anderen Unternehmen auf einen Schlag ein neues Geschäftsfeld offen: Mit Billiglehrern könnten sie Schulen betreiben und Gewinn erwirtschaften. Bislang ist ihnen das mit allgemeinen Schulen noch nicht gelungen, weil die Personalkosten zu hoch sind.

Zunächst in NRW, dann in anderen Bundesländern hat sie das Modell der selbstständigen Schule etabliert. Dabei soll ein Schulleiter selbst entscheiden, ob er seinen Etat lieber für ein Chemielabor oder eine zusätzliche Lehrkraft einsetzen will. Die GEW warnt davor, dass Schulleiter so ver-

Pimp my vita?

Die Initiative Teach First sorgt dafür, dass Menschen unterrichten, die eigentlich keine Lehrer sind

Text: Imke Emmerich

→ Sie sind keine Pädagogen, aber die Fellows der Initiative „Teach First“ haben sehr gute Studienabschlüsse in Fächern wie BWL, Bio oder Jura und zum Teil schon Karriere in der Wirtschaft gemacht. Mit Teach First können sie noch mal etwas ganz anderes ausprobieren: junge Menschen an ihrer Erfahrung teilhaben lassen. Diesen Sommer treten wieder 80 Fellows ihren Schuldienst an. Bewerberauswahl, dreimonatiger Pädagogik-Crashkurs und Fortbildungen werden von Förderern bezahlt, das Gehalt der Fellows (1.750 Euro brutto im Monat) kommt aus den Töpfen der Bundesländer. Für einige Schulräte und Gewerkschafter ist das ein Unding. Sie sorgen sich, dass das Klassenzimmer zum Abenteuerspielplatz für künftige Führungskräfte wird. Der Trip in die Schule als Probe für die Härten in der Geschäftswelt.

DHL, Siemens, Lufthansa, McKinsey – die lange Liste der Teach-First-Förderer liest sich tatsächlich wie ein Who's who der Wirtschaft. Sie alle machen, was sie auf Marketingdeutsch „Corporate Social Responsibility“ nennen: Sie übernehmen unternehmerische Verantwortung im Sozialen. Kritiker nennen es Weichspülgang. „Ich kann die Kritik verstehen, wenn man glaubt, dass unsere Fellows das Ganze nur machen, weil sie sich nachher bessere Jobchancen ausrechnen. Hier liegt ein Missverständnis vor: Fellows werden junge Menschen, die sich überlegen, was es sonst noch gibt – außer der Karriere“, sagt Ulf Matysiak, Geschäftsführer von Teach First Deutschland.

Auch Sebastian Mildner findet, dass man das Engagement der Wirtschaft nicht verteuern sollte. „Natürlich muss dabei gewährleistet sein, dass kein Einfluss auf unsere Arbeit genommen wird“, sagt er. Sebastian ist seit knapp einem Jahr als Fellow an der Hamburger Ganztagsstadteilschule Mümmelmannsberg. Die ist in der Hansestadt bekannt. „Man findet unter den Schülern wenige, die in rundum guten Verhältnissen aufwachsen. Gewalt in der Familie, Arbeitslosigkeit, Armut – alles dabei.“ Sebastian selbst hat es im Leben bisher recht einfach gehabt: schöne Kindheit und das Abi in der Kleinstadt. Bundeswehr. Duales Studium. Danach noch ein MBA. Zuletzt die Stelle in der Presseabteilung der Deutschen Tourenwagen-Meisterschaft. Ganz erfüllt hat es ihn nicht. „Jetzt kriege ich zwar wesentlich weniger Geld, aber auf menschlicher Ebene ganz schön viel zurück.“ Gemeinsam mit den Lehrerkollegen gestaltet Sebastian Unterrichtsstunden, übernimmt Fördergruppen, nachmittags bietet er Fußball- oder Basketballstunden an. Noten geben und Zeugnisse schreiben bleibt weiterhin Sache der Lehrer. Für die Berliner Bildungsgewerkschaft ist die Arbeit von Fellows wie Sebastian eine „Verschwendung und Zweckentfremdung von Mitteln, die für die Einstellung von Lehrern und Lehrerinnen vorgesehen waren“, wie sie in einem Beschluss bekräftigt. Tatsächlich fragt man sich, warum das Geld der Länder nicht einfach in neue Lehrerstellen fließt. Sebastian kennt die Kritik. „Wir Fellows stehen nicht in Konkurrenz zu den Lehrern. Am Ende sollen die Schüler doch davon profitieren, dass wir durch unsere verschiedenen Hintergründe anders an die Dinge herangehen.“

Wie Sebastian ist auch Masjar Emanuel Nashat bisher ziemlich erfolgreich durchs Leben gegangen. Der 25-Jährige arbeitet seit einem Jahr an einer integrierten Sekundarschule in Berlin, vorher hat er Politik studiert. „Wir haben kein Öl. Wir haben unsere Köpfe, und wir haben Schüler, die irgendwann mal auf eine gute Idee kommen.“ Masjar will was verändern, zumindest im Kleinen. „Schüler brauchen Vielfalt. Bei uns an der Schule genießen sie die Mischung aus erfahrenen Kollegen, Referendaren und jungen Hochschulabsolventen wie mir.“ Die Schulleitung setzt ihn dort ein, wo individuelle Förderung notwendig ist. Und hier entstehen die kleinen Erfolgserlebnisse: Wenn das Vokabeltraining Wirkung zeigt oder der Klassenkasper nach einem Gespräch etwas besser zuhört. Masjar und Sebastian wirken nicht so, als wollten sie ihren Lebenslauf noch schnell mit Sozialkompetenz aufpimpen. Sie können sich sogar vorstellen, auch nach den zwei Jahren im Schulbereich zu bleiben. Laut Ulf Matysiak ist das keine Seltenheit. Von den ersten Fellows sei etwa die Hälfte im Bildungssektor geblieben. ←

leitet würden, Aushilfskräfte und Billiglehrer einzustellen. Mit viel Geld und zahlreichen Konferenzen, mit langem Atem und einem ausgesuchten Netzwerk von Wissenschaftlern, Politikern und Meinungsführern haben die Stiftung und ihr Centrum für Hochschulentwicklung die Hochschulpolitik reformiert. In das Hochschulfreiheitsgesetz in NRW wurden Anregungen der Stiftung direkt aufgenommen, und dort und in anderen Bundesländern hat das CHE ihr Modell der „entfesselten Hochschule“ durchgesetzt, die in sogenannten Hochschulräten von Wirtschaftsmanagern beraten wird und für deren Bedürfnisse am

Keks- und Softdrinkhersteller finanzieren Unterrichtsmaterialien

Markt ausbildet. Sie verändern die Ausrichtung, indem sie Studenten nicht mehr allgemein für einen Beruf bilden, sondern ausbilden.

Alte und neue Akteure kämpfen um Marktanteile. Zum einen dringen Unternehmen in neue Felder vor. Der Keks-Hersteller Bahlsen, Coca-Cola oder Sparkassen finanzieren Unterrichtsmaterialien. Der Versicherungskonzern Allianz organisiert einen kostenlosen „Berufschancen-Test“ für Schüler – und nutzt die gesammelten Daten zur Kundenwerbung. Das Potential für Geschäftsideen ist riesig: Bundesweit gibt es etwa 45.000 Schulen mit rund zwölf

Millionen Schülern, die über rund zweieinhalb Milliarden Euro Taschengeld und Geldzuwendungen jährlich verfügen.

Seit einigen Jahren drängen auch neue private Anbieter auf diesen Markt. Sie verkaufen vor allem Dienstleistungen in den Bereichen Qualitätsentwicklung, Evaluation, Beratung, Coaching von Schulleitern, Fortbildung von Lehrkräften, E-Learning sowie Entwicklung und Vertrieb von Unterrichtsmaterialien. Dazu gehören beispielsweise der Privatschulkonzern Phorms Holding SE und der Berliner Verein Bildungscen e. V. Phorms unterhält in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Steinbach/Taunus und München Kitas, Vorschulen, Grundschulen und Gymnasien und unterrichtet bilingual rund 1.800 Kinder.

In Stuttgart residiert mit Klett einer der größten Schulbuchverlage des Landes, der sich selbstbewusst „das führende Bildungsunternehmen in Deutschland“ nennt. Das Geschäft läuft international: Die Klett Gruppe betreibt 59 Einzelunternehmen an 40 Standorten in 17 Ländern. Klett verlegt nicht nur das klassische Schulbuch, den „Grammatiktrainer“ sowie Ratgeber für die erfolgreiche Bewerbung, Fachliteratur oder Tolkiens „Der Herr der Ringe“. Im Angebot sind heute auch Schulen und Bildungseinrichtungen für jede Altersstufe: für Kleinkinder über Schüler bis zu Erwachsenen. Dazu hat Klett im Oktober 2011 eine Tochterfirma gegründet, die derzeit rund 30 Kitas, Krippen und Ganztageschulen betreibt und zum Schuljahr 2012/13 eine Ganztages-Grundschule in Stuttgart starten will.

Vor Jahren hat auch Bertelsmann mit seiner Dienstleistungstochter Arvato schon einmal Pläne für das Betreiben von Privatschulen in Deutschland entwickelt. Kritiker fürchten, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis Bertelsmann die Pläne aus der Schublade holt. Eine Tochterfirma von Bertelsmann hat bereits eine Plattform für Online-Nachhilfe entwickelt. „An dem Megageschäft Bildung kommt das Unternehmen Bertelsmann gar nicht vorbei“, sagte Stiftungschef Gunter Thielen gegenüber der FAZ und fügte vorsichtshalber an: „Aber wir passen auf, dass wir hier die Dinge auseinanderhalten. Die Stiftung wird ja oft als Speerspitze der unternehmerischen Interessen des Konzerns beschrieben. Das ist komplett falsch.“

Zwar versichert die Bertelsmann Stiftung, dass sie unabhängig agiere. Aber ihr Chef Gunter Thielen ist zugleich Aufsichtsratsvorsitzender der Bertelsmann AG und muss deshalb auch Interesse am Gewinn haben. Das Unternehmen sieht einen riesigen Wachstumsmarkt – Analysten schätzen das Volumen des tertiären Bildungssektors weltweit auf über eine Billion Dollar. Gemeinsam mit Hochschulen will Bertelsmann nun Online-Studiengänge und zusammen mit der Brandman University in den USA ab August auch bilinguale Studiengänge anbieten, die vor allem auf die spanischsprachige Bevölkerung in den USA zugeschnitten sein werden. Wenn die Privatisierung der Bildung in Deutschland weiter voranschreitet, wird man dieses Geschäft kaum auf die USA beschränken. ←



Einbildung

„Einbildung ist auch 'ne Bildung“, hieß es früher gern, wenn einem jemand arrogant vorkam.

Tatsächlich ist die Einbildungskraft ein wichtiger Faktor im kreativen Prozess. Sich etwas vorzustellen ist oft der Antrieb, etwas auch real werden zu lassen. Der produktiven Einbildungskraft hatte bereits der Philosoph Immanuel Kant (1724 bis 1804) eine zentrale Bedeutung zugesprochen. Jeder von uns empfängt auf sinnliche Art Eindrücke – ohne darüber nachzudenken.

Dann wieder nehmen wir verstandesmäßig Dinge wahr, ohne sie sinnlich zu empfinden. Um nun beides – Verstand und Sinnlichkeit – miteinander zu verknüpfen, braucht es, sozusagen als Bindeglied, die Einbildungskraft. So sagt es Kant. Wenn das nicht produktiv ist.

Hör doch mal zu

Achtung – die akademische Lufthoheit der Universitäten wird vom Internet bedroht. Online kann jeder Vorlesungen hören und sogar Scheine machen. Ein Stück über die neue Freiheit des Lernens

Text: Andreas Pankratz

→ Manche sprechen schon von einer Revolution, die Lernen und Lehren weltweit erfassen wird: Dank des Internets soll die Vermittlung von Wissen nicht mehr exklusiv Schulen und Universitäten vorbehalten sein. E-Learning an sich ist nichts Neues, vor allem in den USA formieren sich aber derzeit Initiativen und Unternehmen, die erstklassige Lehrinhalte im Internet verschenken. Pioniere der Bewegung wie Sebastian Thrun sehen darin eine fundamentale Demokratisierung der Bildung.

Der gebürtige Solinger ist eine Koryphäe auf dem Gebiet der Künstlichen Intelligenz und lehrte das Fach bis vor Kurzem an der kalifornischen Eliteuni in Stanford. Jetzt betreibt er die private Online-Hochschule „Udacity“, auf der er und andere renommierte Wissenschaftler eine Handvoll Vorlesungen anbieten. Die Studenten registrieren sich gebührenfrei – zum Beispiel zum Kurs „Wie baue ich in sieben Wochen eine Suchmaschine“ und verfolgen an ihren Rechnern, wie Thrun oder ein Kollege in kurzen Videos Formeln und Zeichnungen auf weißes Papier

kritzelt. Zwischen den Lektionen beantworten die Studenten mit der Maus Quizfragen der beiden Professoren. Wer nicht mitkommt, schaut sich die Lektionen so oft an, wie es eben nötig ist, um die anspruchsvolle Materie zu verstehen. Jeder hat die Möglichkeit, Fragen zu stellen, die die beiden Superstars der Roboter-Szene in Schlabberhemden vor der Webcam beantworten. Am Ende gibt's eine Abschlussprüfung. Das motiviert: 160.000 Studenten haben sich bei Udacity bereits angemeldet.

Ungefähr genauso viele interessierten sich im vergangenen Jahr für Thruns Einführungsvorlesung in Stanford. Die wollte er nicht nur vor 200 privilegierten Studenten am Campus halten, sondern vor viel mehr Menschen online, völlig kostenlos. Normalerweise – das heißt, wenn das Familieneinkommen höher als 100.000 US-Dollar ist – zahlt ein Student in Stanford im Jahr 36.000 Dollar Studiengebühren.

Tausende Dankes-E-Mails habe er aus allen Ecken der Erde erhalten, sagt Thrun, für



Keine nervige Platzsuche im Hörsaal, kein Fraß aus der Mensa:
Ein Studium im Internet hat viele Vorteile

den die Weltvorlesung eine Art Erweckungs-erlebnis war – und ein Grundstein für das neue Experiment. Die Lehrer stehen laut Thrun Schlange, um ehrenamtlich bei Udacity Unterricht zu geben – obwohl es viel Arbeit erfordert, die Lektionen für das Internet zu erstellen. „Die Vision ist“, sagt der 45-Jährige über Udacity, „dass unsere hochklassigen Ausbilder einen großen Einfluss auf die Welt ausüben können.“ Die Motivation sei groß, gerade die Unterprivilegierten mit Bildung zu versorgen, die ihnen normalerweise verschlossen bliebe.

Ob online oder Hörsaal, eine Vorlesung von Anfang bis Ende erfordert vom Teilnehmer großen Einsatz. Vor seinem Robotik-Kurs hat Thrun seine Zuhörer an den heimischen Rechnern gewarnt: Pro Woche müssten sie genau wie die Studenten in Kalifornien mit einem Zeitaufwand von ungefähr zwölf Stunden rechnen. 23.000 haben durchgehalten und das „Final Exam“ bestanden – dieselbe Prüfung übrigens wie die Kommilitonen vor Ort. Das begehrte Abschlusszeugnis von der Nobel-Uni gab es dafür zwar nicht, immerhin aber eine Note und ein Zertifikat. Einige vielversprechende Absolventen hätten laut Thrun damit sogar ein Vorstellungsgespräch bei namhaften Unternehmen im Silicon Valley ergattert.

Udacity ist nicht das einzige Projekt, das sich um eine bildungshungrige Weltgemeinschaft kümmert. „¡Gracias, muchas gracias!“, bedankt sich Juan R. Berbín aus Venezuela auf der Facebook-Seite von „Coursera“, einer neuen Online-Plattform aus den USA. „Endlich muss ich nicht mehr auf meinen Vater hören, was ich studieren soll“, schreibt Rajan Devnath aus Neu-Delhi in Indien.

Wie Udacity ist Coursera ein sogenannter Massive Open Online Course – kurz MOOC. Die Plattform funktioniert so ähnlich, bietet allerdings zusätzlich zum obligaten Informatik-Handwerk medizinische sowie geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Kurse an. Nach bestandener Prüfung gibt es auch dort ein Zertifikat – noch kostenlos, künftig aber womöglich gegen eine moderate Gebühr. Im Gegensatz zu Udacity produziert Coursera seine Lehrinhalte nicht selbst, sondern bekommt sie von mehreren amerikanischen Universitäten. Neben Stanford bieten auch Professoren von Princeton, der University of Michigan – Ann Arbor und der Universität von Pennsylvania Vorlesungen an.

Unabhängig von solchen privaten Initiativen tun gerade die US-Eliteunis sehr viel, um

auch in der virtuellen Welt ein möglichst breites Publikum anzusprechen. Allen voran das MIT, das bereits 2001 damit begann, Unterrichtsmaterialien zur freien Verfügung im Internet bereitzustellen. Es war damit eines der ersten Institute, das die Forderung der Unesco von 2002 nach freien Lehrinhalten umsetzte. Ziel des Unesco-Projektes ist es, mit sogenannten Open Educational Resources (OER) allen Interessierten den Zugang zu bestimmten Anwendungsprogrammen und kostenfreier Bildung zu ermöglichen. Alle Menschen sollen die Chance bekommen, ihr ganzes Leben lang zu lernen. Seitdem haben Hochschulen wie das MIT unzählige Vorlesungen hochgeladen.

Den OER-Weg geht auch die „Open University“ – die größte Hochschule Großbritanniens. Unter dem Label „Open Learn“ hat sie Lehrmaterialien aus 170 Fachbereichen online gestellt und erlaubt Neugierigen einen Einblick in Ingenieurwissenschaften, die Geschichte Schottlands oder Theorien zur globalen Erderwärmung. Will man dort aber ein richtiges Online-Studium, beispielsweise in Psychologie, mit Bachelor-Abschluss absolvieren, dann werden Gebühren von rund 18.500 Euro fällig. Wie an einer normalen Fernuni eben.

Manche lernen im Web sogar besser als an der Universität

Eine Milliarde Menschen will das MIT mit seinem neuesten Projekt „edX“ erreichen, das in Zusammenarbeit mit der Harvard-Universität entstanden ist. Was die Studenten mit dem digitalen Leistungsnachweis später anfangen können, wird sich noch zeigen müssen. So selbstlos, wie es sich zunächst anhört, ist das Gratisangebot jedenfalls nicht. Die Unis testen auf diesem Weg, wie Unterricht im 21. Jahrhundert mit Einsatz modernster Technologie aussehen kann.

Die Verantwortlichen solcher Formate wollen erfahren, wie der Austausch der Online-Studenten untereinander funktioniert. Denn im Web lernen heißt nicht, einfach nur auf den Bildschirm zu starren und brav zuzuhören. Viele bringen in MOOCs ihr Wissen ein, antworten in Foren, Blogs oder über die sozialen Medien auf Fragen ihrer virtuellen Kommilitonen. In eher künstlerischen Kursen wie etwa den zum Kreativen Schreiben lesen die Teilnehmer Kurzgeschichten ihrer Mitschüler

und geben ihr kollektives Urteil ab. Auf der Peer-2-Peer-Plattform P2P-University erstellen die User sogar selbst Seminare über Themen, mit denen sie sich gut auskennen, und verdienen sich wie Pfadfinder für ihr Engagement bunte digitale Abzeichen. „Die P2P-Plattformen sind sehr lebendig, manchmal aber auch ziemlich chaotisch“, sagt Patricia Arnold, E-Learning-Beauftragte an der Hochschule für angewandte Wissenschaften München.

Die Professorin für Sozialinformatik beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dem Lernen im Internet. „Die neuen Plattformen bieten Möglichkeiten der Fortbildung in ganz neuem Maßstab“, sagt Arnold. Das werde vor allem Menschen mit brüchigen Lebensläufen in ihrem Berufsleben helfen. Und auch wenn die Hochschulen derzeit den meisten nichtinstitutionalisierten Anbietern im Internet voraus sind, so kratzen die informellen Bildungsangebote jetzt schon an ihrer akademischen Lufthoheit. „Sie werden nicht die Unis ersetzen“, sagt Arnold, „aber sie haben die Qualität, die Machtverhältnisse zu ändern.“

Zumal Online-Lernen offenbar nicht schlechter ist als gewöhnlicher Unterricht in der Klasse. In einer Langzeitstudie hat ein amerikanisches Forschungsinstitut herausgefunden, dass Schüler und Studenten sogar bessere Leistungen bringen, wenn sie ihr Wissen in Web-Kursen erworben haben. Das gilt allerdings eher für Erwachsene, die sich im Internet weiterbilden wollen, als für jüngere Schüler.

Hierzulande schrecken dennoch viele Lehrkräfte vor den neuen Methoden zurück. Zwar sind Online-Vorlesungen auch von deutschen Universitäten längst kostenlos im Internet verfügbar. Immer mehr Bildungshäuser entdecken iTunes, um Videos und Podcasts von Veranstaltungen sowie Lehrmaterialien bereitzustellen. Dort finden Interessierte beispielsweise Animationen zu Technik und Natur, dynamische Ökonomen, die anschaulich die Welt der Wirtschaft erklären, und multimediale Vorlesungen über das Bewusstsein des Menschen.

„Aber nur wenige Professoren in Deutschland haben bisher das Potenzial erkannt“, sagt Sozialwissenschaftlerin Arnold. Die neuen Wege widersprechen der akademischen Kultur dieses Landes und dem traditionellen Verständnis vom geistigen Eigentum, glaubt sie. Auch die deutschen Studenten halten sich noch zurück. Allerdings sei die Entwicklung noch jung und biete tatsächlich revolutionäres Potenzial. ←

Etwas sehr blauäugig

Seit der ersten PISA-Studie sind die Finnen die Rockstars der Bildung. Haben die guten Noten für das Land womöglich mit der harten Einwanderungspolitik zu tun? Man wird ja wohl mal fragen dürfen, meint unser finnischer Autor

Text: Mikael Krogerus

→ Der 4. Dezember 2001 veränderte Finnland. An diesem Tag publizierte die OECD die Ergebnisse ihrer ersten PISA-Untersuchung: Finnische Kinder schreiben, lesen und rechnen besser als alle anderen! Über Nacht waren die Finnen die Rockstars der Bildung. In finnischen Klassenzimmern wimmelte es fortan von ausländischen Delegationen. Journalisten und Forscher stakten einheimische Lehrer – das finnische Modell galt, besonders in Deutschland, als die Coca-Cola-Formel der Bildungspolitik. Hier die Zutaten: Es gibt nur Gesamtschulen, der Lehrerberuf ist attraktiv (nur zehn Prozent der Bewerber werden jährlich für die fünfjährige Lehrerausbildung angenommen), und das Nichtsynchronisieren von Filmen zwingt die Kinder zum Lesen der Untertitel. Ferner sind die Schulen klein (nur drei Prozent aller Schulen haben mehr als 500 Schüler) und gut betreut (jeder Schule stehen mindestens einmal wöchentlich ein Kurator mit sozialpädagogischer Ausbildung, eine Krankenschwester, Psychologen, Speziallehrer und Assistenten zur Verfügung). Hier noch ein

paar verblüffende Details: Die Schultage sind kurz, es gibt wenige Hausaufgaben, und – Reformpädagogen herhören! – in Finnland wird noch immer frontal unterrichtet.

Bei Lichte betrachtet fällt auf, dass in dieser Aufstellung ein wesentlicher Faktor des finnischen Erfolgsmodells fehlt: Eine Analyse der PISA-Studie ergab, dass bereits ein geringer Ausländeranteil an Schulen das Bildungsniveau erheblich beeinträchtigt. Und in Finnland sind nur 3,4 Prozent der 5,4 Millionen Einwohner Ausländer. Lässt sich der finnische Erfolg am Ende dadurch erklären, dass hier im Vergleich zu den meisten europäischen Ländern nur wenige Ausländer leben?

Finnland hatte nie Gastarbeiter. Kaum Asylsuchende. Bis Ende der 1980er Jahre bestand die Einwanderungspolitik im Prinzip darin, Exilfinnen die Rückkehr, hauptsächlich aus der UdSSR, zu ermöglichen. In den frühen 1990ern akzeptierte man dann mal 3.000 somalische Bürgerkriegsflüchtlinge – bis heute neben einigen Asiaten und Indern die einzigen Ausländer, die man in Helsinki als solche erkennt. Mit dem Ende des Warschauer Paktes hat die Einwanderung, vor allem aus Russland und Estland, zugenommen; lebten 1990 nur gut 26.000 Ausländer im Land, sind es heute über 183.000. In Asylfragen aber fährt Finnland weiter einen strengen Kurs.

Positiv kann man vermerken, dass die Finnen trotz der wachsenden Einwanderung in den letzten zehn Jahren das hohe PISA-Niveau fast gehalten haben, weil aufgrund einer peinlich genauen Sprachförderung im Kindergarten jedes Schulkind perfektes Finnisch spricht. Man kann es aber auch kritisch betrachten: In den letzten beiden PISA-Erhebungen hat Finnland, zwar nur minimal, aber immerhin, schlechter abgeschnitten als bisher. Offiziell stellt PISA-Koordinator Jouni Välijärvi keinen Zusammenhang her, aber es ist ein offenes Geheimnis, dass Familien in der Hauptstadtregion verzweifelt versuchen, ihre Kinder aus den ethnisch durchmischten Grundschulen in die „besseren“, weil homogeneren Stadtteile zu verfrachten. Vereinzelt hört man die Forderung nach einer Begrenzung für nichtfinnische Schüler an Schulen. Und letztes Jahr erzielten die einwanderungsfeindlichen „Wahren Finnen“ 19 Prozent.

Kein Wunder, dass sich immer mehr Finnen fragen, ob man den Bildungserfolg womöglich zum Teil einer restriktiven Einwanderungspolitik verdankt. ←



Kühlen Kopf bewahren:
Finnen vor der Abiprüfung

Bildung, die es nicht ins Heft geschafft hat



Ballaballa

Computerspiele und soziale Netzwerke sind für viele Lehrer und Eltern Teufelszeug. Sobald ein Schüler durchdreht, kommt bald der Hinweis, dass er ja auch irgendeinen Ego-Shooter exzessiv gespielt hätte. Der Oberhausener Informatiklehrer Marco Fileccia plädiert für mehr Gelassenheit.

Auf Elternabenden stellt er häufig fest, dass Mütter und Väter „da nicht mehr mitkommen, und das produziert eben Sorgen und Ängste“. Dem wirkt er entgegen. Er initiiert Projekte zum Umgang mit SchülerVZ, tritt im Unterricht gegen Schüler in „Fifa“ oder „Gran Turismo“ an, organisiert LAN-Partys und eine Spieletester-AG. Er meint, dass Schüler vorm Computer nicht verdummen, sondern sehr viel lernen, zum Beispiel schöpferisches und algorithmisches Denken. Oder will er sich nur bei den Schülern beliebt machen? Klingt doch gut, oder? Dann aber haben wir uns die Homepage von Herrn Fileccia angeschaut, die man auch unter der Rubrik Ego-Shooter einordnen könnte: Ganz oben ein gezeichnetes Porträt von ihm, dann unter anderem die Ergebnisse vom letzten Triathlon, bei dem er mitgelaufen ist. Muss nicht sein. Außerdem haben wir recherchiert, dass viele der Lehrer, die Computerspiele propagieren, von der Spieleindustrie unterstützt werden. Übles Game.

Karrierekid

Ein Autor wollte uns eine besondere Geschichte verkaufen: Sie handelt von einer Mutter, die beschließt, dass ihr Sohn jetzt gefälligst Klas-



sensprecher wird, weil es seine Chancen bei den Bewerbungen für die weiterführende Schule erhöht, wenn das im Zeugnis stehe. Der Junge will aber nicht Klassensprecher werden und kann es auch nicht. Die Mutter entwirft dennoch einen Wahlkampf für ihn, und sein Vater schärft dem Jungen ein, beim Bewerbungsgespräch die Rektorin mit ihrem ganzen langen Doppelnamen anzusprechen und ihr dabei ins Gesicht zu sehen, was der Vollidiot aber selbstverständlich komplett verbockt. Klang gar nicht so schlecht, zumal es ja tatsächlich auffällig ist, dass manche Eltern immer hysterischer werden, wenn es um die Karrierechancen ihrer Kinder geht. Aber mal ehrlich: Hättet ihr wirklich auf Eltern stoßen wollen in diesem Heft? Eben.



Unterm Zapfhahn

fluter-Redakteur Fabian Dietrich heckte kurzzeitig einen perfiden Plan aus. Auf einer von ehemaligen Schulfreunden bevölkerten Party lernte er einen Bierbrauer kennen, der ihn davon überzeugen konnte, dass das Studium des Bierbrauens an der bayrischen Hochschule Weihenstephan einen Menschen nicht nur zum Bewahrer einer jahrhundertalten Tradition macht, sondern ihm sozusagen auch die Welt zu Füßen legt, da man sogar in den entlegensten Teilen des Planeten händierend nach deutschen Braumeistern sucht. Unter dem Humpen für Humpen stärker werdenden Einfluss des Biers verstieg sich Dietrich dann in seiner kurzfristigen Begeisterung darauf, ins gelobte Land nach Weihenstephan zu fahren, um eine Eloge auf das Biertrinken, äh, Bierbrauen zu schreiben. Doch es brauchte nicht erst den weisen Rat seiner Kollegen, um ihn von diesem Plan abzubringen. Als er am nächsten Morgen mit einem (sicherlich auch einer jahrhundertalten Tradition entstammenden) Mörderkater aufwachte, wurde er wankelmütig und ließ es bleiben.



Aristoteles

Bei Aristoteles Schüler gewesen zu sein, muss unheimlich Spaß gemacht haben. Statt im Klassenzimmer herumsitzen, wandelte er mit seinen Schülern umher; man diskutierte miteinander und erschloss sich beim Reden die Welt. Und was Aristoteles so von sich gab, hatte ja auch Substanz. Der griechische Philosoph (384 v. Chr. bis 322 v. Chr.) hat viele Wissenschaften maßgeblich beeinflusst – darunter Biologie, Ethik und Physik. Schon mit 17 besuchte er Platons Akademie in Athen, später wurde er Lehrer von Alexander dem Großen. Bis heute gilt Aristoteles als Gigant der Bildung und des Wissens. Bevor ihr jetzt in Ehrfurcht erstarrt, kommt hier noch schnell einer seiner dümmen Sprüche: „Die Frau ist ein verfehlter Mann“, hat er mal behauptet. Sechs, hinsetzen!

Hoi Polloi

zum Thema



Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale

für politische Bildung
Ausgabe 43, Sommer 2012

Herausgegeben von der Bundeszentrale
für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/Bundeszentrale
für politische Bildung/schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Redaktionelle Beratung

Pamela Brandt

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artdirektion

Jan Spading

Mitarbeit

Barbara Bollwahn, Imke Emmerich, Arno Frank,
Christian Füller, Oliver Geyer, Lars Jensen,
Bernd Kramer, Mikael Krogerus, Andreas Pankratz,
Michaela Schlagener, Thomas Schuler, Peter
Struck, Vincent Venus, Xifan Yang

Dokumentation

Kathrin Lillenthal

Schlussredaktion

Sven Barske, Florian Kohl

Lithografie

Meike Jäger

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter-Magazin der Bundeszentrale für politische
Bildung, DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH
Torstraße 109, 10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Zeitschriftenvertrieb „fluter“
Frankenallee 71-81, 60327 Frankfurt am Main
Tel. 069/7501-4827, Fax -4502
fluter@fs-medien.de

Vertriebsleitung

Klaus Hofmann
Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Frankenallee 71-81, 60327 Frankfurt am Main
Tel. 069/7501-4827, Fax -4502
zeitschriftenvertrieb@fs-medien.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

IBRo
Kastanienweg 1, 18184 Roggentin
Fax 038204/66-273, bpb@ibro.de
Nachbestellungen von fluter werden von
1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH
Kurfürstenstraße 4-6, 64546 Mörfelden-Walldorf
Tel. 06105/983-5601, Fax -585601
akzidenz@wvd-online.de

Bildnachweise

Cover Felix Brüggemann; S.3 Benne Ochs; S.4 Sheng Li/
REUTERS, Jan Spading, argonaut/shutterstock; S.5 Tobias
Krusse/Ostkreuz; S.6 Jörg Brüggemann/Ostkreuz; S.7 privat;
S.10 Ilya Naymushin/REUTERS; S.12 Julie Guiches/Picture-
tank; S.13 Katrin Schacke Aus der Publikation „PARCOURS
- Existenzgründung für Designer“, Verlag Hermann Schmidt
Mainz; S.15 Anastasia Cazabon/gallerystock; S.16 Sheng Li/
REUTERS; S.17 Shi Tou/REUTERS; S.18 David Høgholt/Get-
ty Images; S.19 Sean Young/REUTERS; S.20 Peter Stemmler/
Quickhoney (Da Vinci Illustration), Jan Spading (Foto
Collage); S.23 u. 24 Frank Höhne; S.25-27 100 Mei-sterwerke
der Weltliteratur, Ehapa Comic Collection - Egmont Manga
& Anime; S.28 Julian Röder/Ostkreuz; S.30 Franziska Sinn;
S.31-33 Verena Brandt; S.34 Jan Spading; S.36/37 Patrick
Smith/Getty Images; S.38 Ned Dishman/Getty Images; S.40
Jan Spading; S.43 Jindrich Novotny; S.46 Anne Schönhar-
ting/Ostkreuz; S.48 argonaut/shutterstock; S.49 Jeffrey
Coolidge/The Image Bank/Getty Images, Karan Kapoor/Stone/
Getty Images, MECKY/Taxi/Getty Images; S.50 Hoi Polloi

Papier

Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem,
chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Vorschau

Bis zum nächsten fluter

Wir hoffen, dass euch das Heft ein wenig schlauer gemacht hat. Als Nächstes nehmen wir uns ein Thema vor, das erst einmal eher unpolitisch klingt, es aber in sich hat: Sex. Da gibt es echt eine Menge zu besprechen – von der Pornofizierung der Öffentlichkeit über Menschenhandel bis hin zum Aufklärungsunterricht an Schulen. Also bis September!

Schreibtisch von Marie Hauschild

Die letzte Seite im Heft ist die erste im Netz.

